Die
Marionetten des Teufels.

Fünfte Abtheilung:
Jane und Carmen
oder:
Die Doppelgängerinnen.
(Fortsetzung und Schluß von „Die Gitana“.)

Von
Xavier von Montépin.

Deutsch
von
A. Kretzschmar.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1863.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Perine und René.

Als Herr von Rieux die Bettlerin diese beiden Worte sprechen hörte, empfand er eine gewaltige innere Bewegung und fragte sich in vollem Ernste, ob er sich an der Seite eines übernatürlichen Wesens befände, denn kein menschliches Geschöpf, dachte er, könnte auf diese Weise seine Geheimnisse wissen und seine Gedanken errathen.

»Herr Marquis,« fuhr Perine fort, »Sie sehen, daß ich Alles weiß. Glauben Sie mir nun?«

»Um's Himmels willen,« rief René, als er sich von seiner ersten Bestürzung erholt hatte, »um's Himmels willen, Weib, wer seid Ihr?«

»Sie sollen es erfahren, Sie sollen es zeitlich genug erfahren, um mich mit Ihrem Fluche und Ihrem Hasse zu beladen, und um mich gleichzeitig zu segnen, denn wenn ich Uebles gethan, wenn ich ein Verbrechen begangen habe, so besitze auch ich allein in der Welt die Macht und den Willen, dieses Uebel wieder gut zu machen und dieses Verbrechen zu sühnen. Doch hier kann ich nicht sprechen — führen Sie mich in Ihre Wohnung.«

»Diese ist von hier weit entfernt. Fühlt Ihr Euch im Stande, bis dahin zu gehen?«

»Ja, hundertmal ja. Ich werde die Entfernung zurücklegen, wie groß dieselbe auch sei. Ich sage Ihnen nochmals,

daß ich nicht mehr leide und daß meine Kräfte zurückgekehrt sind.«

»Nun so kommt,« murmelte René, dessen Unruhe und Erstaunen durch die seltsamen Worte der Goule verdoppelt ward.

Sie machten sich Beide auf den Weg. Perine aber hatte ihren Kräften doch zu viel zugetraut. Als sie sich so unvermuthet dem Marquis von Rieux gegenüber sah, den sie nicht wieder zu sehen erwartet, hatte sie sich neu belebt und gewissermaßen galvanisirt gefühlt, wie ein Leichnam, den der electrische Funke berührt, und der sich einen Augenblick lang bewegt und wieder aufzuleben scheint. Kaum aber hatte die Goule etwa hundert Schritte zurückgelegt, so schwand die künstliche, fieberhafte Kraft, welche sie aufrecht hielt, plötzlich ganz und vollständig. Sie taumelte und mußte sich an eine Mauer lehnen, um nicht umzusinken.

»Mein Gott! mein Gott!« murmelte sie verzweiflungsvoll. »Ich hatte mir zu viel zugetraut. Jetzt will ich leben und nun muß ich sterben.«

»Muth, arme Frau,« sagte René, »versucht es noch einmal.«

»Es ist nicht der Muth, der mir fehlt, aber ich fühle, daß ich nicht mehr kann.«

Perine hatte Recht. Ihre Erschöpfung war von der Art, daß das arme Wesen, wenn der Zustand nur noch eine kleine Weile dauerte, vor Erschöpfung und Entkräftung sterben mußte, ohne im Stande gewesen zu sein, etwas wieder gutzumachen.

Zum Glück kam eine Sänfte vorbei. Herr von Rieux ließ Perine in dieselbe steigen, bezeichnete den Trägern das

Haus in der Rue de la Cerisaie und folgte dann zu Fuße. Die durch das Versprechen eines reichen Trinkgeldes angespornten Träger legten in kurzer Zeit die Entfernung zurück und blieben am Eingange der Allee stehen.

René hatte einen Schlüssel zu dem Gitterthore. Er öffnete, dann kehrte er zu der Sänfte zurück und sagte zu der Bettlerin:

»Wir sind zur Stelle — kommt, arme Frau, kommt.«

Perine gab keine Antwort und dies hatte seinen guten Grund — sie hatte soeben die Besinnung verloren.

Der Marquis war in Bezug auf das, was unter diesen Umständen zu thun sei, keinen Augenblick lang unschlüssig. Er nahm die Hilfe der Träger in Anspruch, welche den bewußtlosen Körper der Bettlerin in ihren Armen aufhoben und bis in den Pavillon trugen.

Hier wurden sie mit fürstlicher Freigebigkeit bezahlt und dann entlassen.

Der Marquis versäumte keine Minute, um die seltsame Unbekannte, deren Enthüllungen er mit grenzenloser Neugier und Spannung erwartete, wieder zu sich selbst zurückzurufen.

Ueberzeugt, daß die Erschöpfung die einzige Ursache der Ohnmacht sei, brach er der Bettlerin — nicht ohne vor dem Anblick des scheußlichen Gesichtes, welches er dabei theilweise entblößen mußte, zurückzuschaudern — vorsichtig den Mund auf und flößte ihr einige Tropfen von einem kräftigen, stärkenden Tranke ein, während der Kammerdiener starkgewürzten Glühwein und Fleischbrühe bereitete. Fast sofort stieß Perine einen tiefen Seufzer aus und öffnete die Augen.

»Ich schauderte vor Furcht,« stammelte sie, »als ich vorhin fühlte, wie mein Herz stillstehen wollte. Aber Gott sei Dank, ich irrte mich, Gott sei Dank, ich lebe noch!«

»Strengt Euch nicht unnütz an, arme Frau,« sagte René. »Vor allen Dingen nehmt ein wenig Nahrung zu Euch, sonst möchte die Ohnmacht sich bald wieder einstellen.«

Der Rath war gut und Perine befolgte ihn. Eine kleine Schale Fleischbrühe mit ein wenig Brot gemischt und ein Schluck Glühwein stärkten die ehemalige Herrin des Rothen Hauses auf beinahe wunderbare Weise.

»In einer Stunde,« fuhr Herr von Rieux fort, »könnt Ihr es mit einer größeren Mahlzeit versuchen, in dem gegenwärtigen Augenblick aber, wo Ihr noch so schwach seid, würden schwerverdauliche Nahrungsmittel gefährlich für Euch sein.«

»Gott wird Ihnen lohnen, was Sie für mich thun, Herr Marquis,« rief Perine, »und dieser Lohn wird nicht auf sich warten lassen. Nun bin ich gegen jede Rückkehr von Erschöpfung und Ohnmacht gesichert. Ich kann und ich will sprechen. Hören Sie mich also an — versuchen Sie ruhig zu bleiben und stoßen Sie mir nicht gleich bei den ersten Worten, die Sie hören werden, den Degen in die Brust, obschon es Ihnen vollkommen gerecht erscheinen würde, denn ich sage Ihnen nochmals: mein Leben ist Ihnen nothwendig und Niemand anders als ich kann das Uebel, welches ich herbeigeführt, wieder gut machen.«

»Ich verspreche Euch, ruhig zu bleiben, was Ihr mir auch mitzutheilen haben möget,« entgegnete René, »und wenn Ihr Euch wirklich an mir vergangen habt, was ich

noch nicht glauben kann, so schwöre ich Euch, daß ich Euch Nachsicht und Verzeihung angedeihen lassen werde. Sprecht daher und sprecht ohne Furcht.«

»Ach,« sagte Perine, »machen Sie sich nicht so im Voraus zur Nachsicht und Verzeihung verbindlich. Sie würden diesen unklugen Schwur vielleicht sehr bald bereuen. Verzeihen wäre Ihnen unmöglich, dies fühle ich wohl, und ich hoffe nicht darauf. Ich beschwöre Sie blos, Ihren Zorn zu beherrschen und mich nicht unter der Wucht einer vorschnellen Rache zu zermalmen.«

»Ich nehme von dem, was ich so eben gesagt, durchaus nichts zurück,« entgegnete René. »Sprecht daher — ich höre und ich warte.«

Die Uhr des kleinen Salons schlug die achte Abendstunde.

Perine ließ den Kopf auf die Brust niedersinken und schien sich einige Minuten lang zu sammeln, dann hob sie die Augen wieder empor, heftete sie durch die Löcher ihrer Kapuze hindurch auf Herrn von Rieux und murmelte:

»Zweimal, Herr Marquis, haben Sie mich gefragt, wer ich sei und ich habe nicht geantwortet. Jetzt aber will ich Ihnen sagen, was Sie wissen wollen. Ich bin die Goule.«

Das Gesicht des Marquis verrieth nicht die Bestürzung und den Schrecken, worauf Perine sich gefaßt gemacht hatte.

»Die Goule?« wiederholte René, indem er sein Gedächtniß zu befragen schien, »ist das nicht der Name, welchen das Volk einer gewissen Kartenschlägerin, Wahrsagerin

und Zauberin gibt, deren Ruf in Paris so weit verbreitet ist?«

»Sie irren sich nicht, Herr Marquis, es ist so.«

»Nun, und?«

»Nun, dieses Weib bin ich, oder vielmehr war ich.«

»Ohne Zweifel verstehe ich nicht recht. Wenn Ihr die gewesen seid, von welcher ich spreche, wie kommt es dann, daß Ihr es nicht mehr seid?«

»Die, welche mich gekannt haben, glauben mich todt. Mein Haus, mein Vermögen, mein Gesicht und mein Name — Alles ist vernichtet. Es bleibt mir von der Vergangenheit nichts übrig, als die Reue, der Haß und die Hoffnung auf Rache.«

»Wenn dem so ist, dann beklage ich Euch, Unglückliche,« unterbrach sie René. »Aber noch immer kann ich nicht errathen, welche Beziehungen zwischen eurer Lage und der meinigen bestehen, und warum Ihr Euch so eben anklagtet, Euch an mir vergangen zu haben.«

»Sie errathen es nicht, Herr Marquis, weil Sie noch nicht wissen, daß die Goule die Freundin, die Mitschuldige, das Werkzeug des Barons von Kerjean war.«

René schauderte.

»Die Mitschuldige Kerjean's — Ihr?« rief er mit Entsetzen.

»Ja, ich. — Ich habe um seine Verbrechen gewußt, ich habe dieselben begünstigt, ich habe sie getheilt. Alles, was gegen Jane von Simeuse und gegen Sie unternommen worden, ist mein Werk, ebenso wie das des Barons.«

Herr von Rieux ward leichenblaß.

»Verworfene,« stammelte er mit entsetzlichem Zorn,

»das habt Ihr gethan und Ihr kommt hierher, um es mir zu sagen! Ihr habt Euch an Jane von Simeuse vergangen und Ihr wagt, es vor mir zu gestehen! Entweder seid Ihr von Sinnen, oder Ihr wollt, daß ich Euch umbringe.«

»Mein Leben ist in Ihren Händen, aber bedenken Sie wohl, was Sie thun, Herr Marquis. Wenn Sie mich nicht zu Ende hören, wenn mein Geheimniß mit mir stirbt, dann haben Sie durch Ihre eigene Schuld die einzige Hoffnung verloren, die Ihnen noch übrig ist. Sie sind dann für Jane von Simeuse und für sich selbst ein noch weit unversöhnlicherer Feind gewesen, als die Goule und der Baron von Kerjean.«

René that sich Gewalt an. Mit unerhörter, übermenschlicher Anstrengung gebot er der Wuth, die in ihm kochte, Schweigen.

»Sprecht weiter,« sagte er mit einer Stimme, welche nicht aus der Brust eines lebenden Wesens zu kommen schien.

Dann, beinahe sofort in dem Augenblicke, wo Perine wieder das Wort ergreifen wollte, fuhr er fort:

»Nein, antwortet erst und bei eurem Leben, sagt die Wahrheit!«

»Ich bin bereit — fragen Sie.«

»Ist die Person, welche gegenwärtig den Namen der Baronin von Kerjean trägt, wirklich Jane von Simeuse?«

»Nein.«

»Ha, ich wußte es sogleich!« rief René. »Der Instinct meines Herzens konnte mich nicht täuschen. Aber dieses Weib — diese zweite Mitschuldige dieses Elenden — wer ist sie?«

»Eine Abenteurerin — eine Gitana — eine mit Verbrechen beladene, wegen Bigamie und Mord von dem Tribunal zu Nantes zum Tode verurtheilte Zigeunerin.«

»Ha, dieses verworfene, höllische Geschöpf! — Aber Geduld, der Tag der Rache naht. Weib, antwortet mir weiter. Lebt Jane von Simeuse?«

»Ja, sie lebt.«

»Ist das wahr? Ist es wirklich wahr?«

»Bei Allem, was es in dieser und jener Welt Heiliges gibt, schwöre ich Ihnen, daß es wahr ist.«

»Wie kommt es, daß Kerjean sein Opfer geschont hat?«

»Kerjean glaubte, Jane sei todt und durch mich, nur durch mich ist sie gerettet worden.«

»Weib, wenn Ihr mir den Beweis gebt, daß Ihr mich nicht täuschet, so verzeihe ich Euch alle eure Verbrechen. So wahr Ihr Jane gerettet habt, so wahr werde ich Euch königlich belohnen.«

»Diesen Beweis sollen Sie haben, Herr Marquis, und ich verlange dafür weiter nichts, als meinen Antheil an der Rache, wenn Kerjean's Stunde schlägt.«

»Wo ist Jane?« fuhr René mit Exaltation fort. »Ich kann Euch nicht eher glauben, als bis ich sie sehe. Verlieren wir keine Minute — führt mich zu ihr.«

»Ich wollte, ich könnte es — leider aber ist es mir unmöglich.«

»Unmöglich, sagt Ihr? Warum?«

»Weil ich eben so wie Sie nicht weiß, an welchem Orte Jane von Simeuse sich gegenwärtig befindet.

»Ist sie denn nicht in euren Händen?«

»Nein — wenigstens nicht mehr.«

»Habt Ihr sie an Kerjean ausgeliefert?«

»Ich sage Ihnen nochmals, daß der Baron die Existenz des Fräuleins von Simeuse nicht kennt.«

»Aber in diesem Falle ist Jane ja frei.«

»Allerdings ist sie frei.«

»Aber wohl fern von Paris?«

»Nein, in Paris ist sie.«

»Ihr lügt, Weib, Ihr lügt!« rief Herr von Rieux mit Donnerstimme. »Wenn Jane frei, wenn Jane in Paris wäre, so wäre sie im Hotel Simeuse in den Armen der Herzogin, ihrer Mutter, und der Baron von Kerjean trüge anstatt seines Costüms als Cavalier den rothen Kittel des Galeerensclaven. Noch einmal, Weib, Ihr lügt!«

Perine schüttelte sanft den Kopf.

»Mein Herr Marquis,« sagte sie, »nehmen Sie Ihre ganze Kraft zusammen, um dem Schlage nicht zu erliegen. Panzern Sie Ihr Herz! — Jane weiß nicht, daß es überhaupt ein Hotel Simeuse gibt. Die Arme erinnert sich nicht einmal mehr des Namens ihrer Mutter. — Sie ist frei, aber sie ist wahnsinnig!«

Zweites Capitel.

Perinens Rathschläge.

»Jane ist frei, aber sie ist wahnsinnig,« hatte Perine gesagt.

René stieß ein dumpfes Aechzen des Schmerzes und Entsetzens aus.

»Ha, schändlich! schändlich!« rief er dann. »Das also habt Ihr und euer Mitschuldiger aus der Unglücklichen gemacht. Da Ihr ihren Körper nicht tödten konntet, so habt Ihr ihren Verstand getödtet. Welch ein fluchwürdiges, beispielloses Verbrechen! Nur vor einem Augenblick wagtet Ihr mir von Glück, von Zukunft und von der Liebe Jane's zu sprechen, welche Ihr mir wiedergeben wolltet. Und meine Braut wird, wenn ich sie wiederfinde, mich weder hören, noch mir antworten können! Jane ist wahnsinnig und wird mich nicht wiedererkennen! Wißt Ihr wohl, Elende, daß Ihr meines Unglücks zu spotten und mit meinem Zorne zu spielen scheint?«

»Herr Marquis,« entgegnete die Goule mit Ruhe, »können Sie glauben, daß ich Sie so lange blos in der Absicht gesucht habe, Ihnen die Verzweiflung zu bringen? Haben Sie niemals von jenen giftigen Schlangen gehört, deren Biß tödtlich ist und die gleichwohl selbst ein wirksames Gegengift bieten, wenn man sich dessen zu bedienen weiß? Diesen Schlangen gleiche ich — ich werde retten, was ich ins Verderben gestürzt habe.«

»Ihr wollt sie retten, sagt Ihr? Aber wie?«

»Der Wahnsinn des Fräuleins von Simeuse ist nicht die Folge ihrer Leiden und der ausgestandenen Angst, sondern eines von mir bereiteten Trankes. Suchen wir Ihre Verlobte auf und ich schwöre Ihnen, daß ich keiner Stunde bedürfen werde, um ihr die Vernunft wiederzugeben. Sie zweifeln an meinem Worte, Herr Marquis, dies sehe ich und ich begreife es, aber gestatten Sie mir, Ihnen Alles mitzutheilen, was Sie noch nicht wissen, Alles,

was Sie erfahren müssen, und wenn ich gesprochen habe, dann werden Sie nicht mehr zweifeln.«

René gab keine Antwort, ermächtigte aber durch eine Bewegung des Kopfes die Goule, ihre Erzählung zu beginnen, was sie auch auf der Stelle that und zwar, wie wir sagen müssen, mit der vollständigsten, kühnsten Freimüthigkeit und Offenheit.

Unsere Leser kennen diese Erzählung bereits. Sie haben die Geheimnisse, die Verbrechen, die Nichtswürdigkeiten, welche die Goule dem vor Erstaunen und Entsetzen sprachlosen Marquis offen enthüllte, an ihren Augen vorübergehen sehen. Sie verschwieg keine der Thatsachen, welche seit dem Abend des Fastnachtsdienstages geschehen, wo die Herzogin von Simeuse und Carmen, die Gitana, nach einander gekommen waren, um das Orakel des Rothen Hauses zu befragen. Sie zeigte Kerjean bei der Arbeit und suchte auch die große und verbrecherische Rolle, welche sie selbst bei den Unternehmungen des Barons gespielt, weder zu verhehlen noch zu beschönigen.

Uebrigens darf man sich über die kühne und dreiste Aufrichtigkeit eines solchen Geständnisses nicht allzusehr wundern. Indem sie für Herrn von Rieux das Licht bis auf den Abgrund der begangenen Verbrechen hinabtrug, indem sie gleichzeitig mit ihrem Mitschuldigen sich selbst anklagte, handelte sie mit unantastbarer Logik und ganz ihrem Instinct gemäß. Sie schlug den einzigen Weg ein, der sie an das ersehnte Ziel — die Rache — führen konnte.

Wie hätte sie auch anders verfahren sollen? Sie wußte, daß Herr von Rieux nicht an ihre Unschuld glauben würde, was sie auch sagen möchte, um ihn zu überzeu-

gen, denn es war unmöglich, zuzugestehen, daß sie die Thaten und die Geheimnisse des Barons so gut kannte, ohne zugleich zu erklären, daß sie seine Mitschuldige war. Deshalb war es hundertmal besser, sich selbst laut anzuklagen, als vor der unversöhnlichen und unvermeidlichen Wahrheit feig zurückzuweichen.

Wir müssen hinzufügen, daß Perinens Geständniß weit muthiger zu sein schien, als es in der Wirklichkeit war. Die ehemalige Herrin des Rothen Hauses hatte von Herrn von Rieux nichts zu fürchten und dies begriff sie recht wohl. Nur sie allein konnte Jane den Verstand wiedergeben, daran konnte René nicht zweifeln. Deshalb war sie für René geheiligt und dieser mußte im Nothfall ihre Partie gegen alle Andern nehmen und sie mit Gefahr seines Lebens vertheidigen.

Wir stellen uns nicht die Aufgabe, die furchtbaren Gemüthsbewegungen zu analysiren, mit welcher der Marquis Perinens lange Erzählung anhörte, denn unsere Leser werden ohne Mühe im Stande sein, dieselben zu errathen.

Als die Goule fertig war, fuhr sich René mit beiden Händen über die bleichen Wangen, um die Thränen zu trocknen, welche ihm der Gedanke an die Leiden auspreßte, welche seine Geliebte Jane erduldet und die sie ohne Zweifel noch jetzt erdulden mußte.

Sein Haupt neigte sich und einige Minuten lang versank er in ein tiefes düsteres Schweigen, während lange Seufzer seine von Schluchzen zerrissene Brust hoben.

»Unglückliche!« murmelte er endlich. »Gott ist gerecht, denn seine Hand hat Euch getroffen! Er hat nicht erlaubt, daß eines von euren Verbrechen Euch zum wirklichen Nutzen

gereichte und er hat Euch zu einem Gegenstand des Abscheues und des Mitleids gemacht. Ich will nicht meinen Zorn zu dem seinen gesellen — ich will Euch in der Erniedrigung, zu welcher Ihr herabgesunken seid, nicht zermalmen! Gott hat Euch Reue und Sühne gesendet. — Vielleicht wird er Euch verzeihen, vielleicht wird er Euch die hohe Gnade gewähren, das Unheil, welches Ihr angerichtet, wieder gutmachen zu können. — Ach, ich wage aber kaum, es zu hoffen. Ihr werdet Jane von Simeuse retten, habt Ihr gesagt; Ihr werdet ihr den verlorenen Verstand zurückgeben! Es sind aber schon viele Tage seit dem Augenblick verflossen, wo Ihr zum letzten Male einen Beweis für die Existenz eures Schlachtopfers erhalten. Jane war wahnsinnig, sie war von tödtlichen Gefahren umringt — haben wir auch nur das Recht, zu glauben, daß die arme Märtyrerin noch am Leben sei?«

»Ja, sie ist noch am Leben!« rief Perine mit unwiderstehlicher Begeisterung.

»Wißt Ihr in Bezug auf sie noch etwas Anderes, als was Ihr mir bis jetzt gesagt?« fragte Herr von Rieux begierig.

»Nein, ich weiß nichts, und dennoch behaupte ich und würde selbst unter dem Beile des Henkers behaupten: Jane lebt.«

»Was gibt Euch diese Gewißheit?«

»Mein fester Glaube an jene göttliche Gerechtigkeit, von welcher Sie so eben sprachen, und welche ich ebenfalls anrufe. Ist es nicht klar, ist es nicht einleuchtend, daß die Hand, welche sich auf mich herabsenkte, um mich heimzusuchen, sich gleichzeitig nach Jane von Simeuse ausstreckte,

um sie zu schützen? Hat Jane nicht entsetzliche Gefahren überstanden, in welchen jedes andere menschliche Wesen hundertmal das Leben verloren hätte? Gott, der sie vor dem Baron von Kerjean, aus den Flammen des Rothen Hauses und aus den Fluten der Seine gerettet, wird sie nicht aus Mangel an einem letzten Wunder umkommen lassen. Zweifeln Sie nicht, Herr Marquis, dieses Wunder wird geschehen und steht ohne Zweifel nahebevor.«

Die Goule sprach mit so offenkundiger und warmer Ueberzeugung, daß René wider Willen sich von dieser Stimme beherrscht fühlte, welche eine prophetische zu sein schien.

Das Vertrauen ist ansteckend. Als der Marquis sah, daß Perine nicht zweifelte, fing auch er wieder an zu glauben und zu hoffen.«

»Gott möge Euch erhören,« antwortete er. »Wenn er Euch in diesem Augenblick erleuchtet, so geschieht es, weil er sich eurer geläuterten und bereuenden Hand bedienen will, und dann werde auch ich Alles vergessen, was ich durch Euch gelitten, und Euch vom Herzensgrunde verzeihen.«

Perine ließ sich vor dem Marquis auf ein Knie nieder und ergriff eine seiner Hände, welche sie trotz seines Widerstandes mit Inbrunst an die Lippen drückte.

»Ha,« murmelte sie hierauf, »ich sehe wohl, daß Sie mir jetzt glauben, da Sie von Verzeihung sprechen. Dieses Wort hat meine ganze Seele umgewandelt. Ich gehöre fortan Ihnen, Herr Marquis, Ihnen und den Personen, welche Sie lieben, ebenso wie ich früher meinen bösen Trieben, meinen verbrecherischen Leidenschaften angehörte. Von diesem Augenblicke an hat mein Leben nur noch einen

zweifachen Zweck: Hingebung und Rache. Ich würde, ich schwöre es, für Jane von Simeuse und für Sie, ohne zu zögern, sterben, und eben so würde ich, wenn es sein müßte, mit Freuden sterben, um mich an Luc von Kerjean zu rächen.«

»Nun, dann freuet Euch,« antwortete René, »denn in einigen Stunden wird eure Rache beginnen.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte die Goule erstaunt.

»Ich will sagen, daß, noch ehe diese Nacht zu Ende geht, die Mitschuldige des Barons in meinen Händen sein wird.«

»Wie? Sprechen Sie von Carmen, der Gitana?«

»Ja, Carmen, wenn die fluchbeladene Creatur, die sich den Namen und die Stellung meiner Verlobten angemaßt, so heißt, wird noch diese Nacht die Schwelle meiner Wohnung überschreiten.«

»Wird sie freiwillig hieherkommen?« rief Perine.

»Nein, sie wird als Gefangene hieherkommen.«

»Wer wird sie hieherführen?«

»Ich selbst.«

»Wo wollt Ihr sie holen?«

»Aus dem Hotel, in welchem sie unter dem Schutze eines Heeres von Dienern und Banditen in Sicherheit zu schlafen glaubt.«

»Herr Marquis,« murmelte Perine mit Ungeduld, »ich fürchte Sie zu verstehen. Stehen Sie wirklich im Begriff, einen kühnen, verzweifelten Streich zu unternehmen?«

»Allerdings, denn ich will mich in jene Höhle, in

jenen Schlupfwinkel des Verbrechens einschleichen, welchen man das Teufelshotel nennt.«

»Werden Sie diesen Versuch allein unternehmen?«

»Nein, einige treue Begleiter werden mir als Leibwache dienen.«

»Und sind Sie dieser Begleiter sicher?«

»Ich glaube es wenigstens zu sein. — Aber wozu alle diese Fragen?«

»Weil ich wissen muß, wie tollkühn Ihr Unternehmen ist, um unwiderstehliche Worte zu finden und Sie davon abwendig zu machen.«

»Wenn ich Euch rathen soll, so versucht dies nicht, denn Ihr würdet es vergebens versuchen. Mein Entschluß ist gefaßt und unwiderruflich. Meine Befehle sind ertheilt, meine Anstalten sind getroffen. Die Stunde nahet und ich werde Euch bald verlassen, um mich zu denen zu verfügen, welche mich erwarten.«

»Um's Himmels willen, Herr Marquis,« hob Perine in bittendem Tone wieder an, »um Jane's willen, welche dieses Mal wirklich und unwiderruflich verloren wäre, wenn Sie ihr für immer entrissen würden, haben Sie die Güte, mir ein Vertrauen zu beweisen, dessen ich mich würdig fühle und welches ich übrigens unmöglich mißbrauchen könnte, da ich ja hier in Ihrer Macht bin, in welche ich mich freiwillig begeben habe. Sagen Sie mir: wer sind die Menschen, welche Sie erwarten? Sagen Sie mir, welche Mittel Sie anzuwenden gedenken, um in das Innere des Teufelshotel zu gelangen. Ich schwöre es Ihnen bei meinem Leben, es ist nicht eitle Neugier, welche mich veranlaßt, Sie auf diese Weise auszufragen.«

Beinahe noch eine und eine halbe Stunde mußte vergehen, ehe der Augenblick des Rendezvous da war. René glaubte, er könne ohne Bedenken sich den Wünschen der seltsamen Bettlerin fügen, die übrigens, ohne daß er es wußte, ein seltsames und unerklärliches Uebergewicht auf ihn ausübte.

Er setzte sie daher so kurz als möglich von dem Ursprunge und der Fortdauer seiner Beziehungen zu Dagobert und Goldknopf in Kenntniß und verschwieg ihr keine der Einzelheiten des Planes, den er entworfen und dessen Verwirklichung nun so bald geschehen sollte.

Während die Goule Herrn von Rieux zuhörte, schüttelte sie den Kopf mit einer Hartnäckigkeit, welche nichts Gutes bedeutete.

Als René fertig war, rief sie:

»Entweder Sie gehen nicht zu diesem verderblichen Stelldichein, oder Sie werden nicht lebendig zurückkehren.«

»Wer sagt das?« fragte René.

»Eine innere Stimme — eine jener geheimnißvollen Ahnungen, welche mich noch niemals getäuscht haben,« antwortete die Goule.

Ein ungläubiges Lächeln umspielte die Lippen des Marquis.

Perine sah dieses Lächeln und hob mit Nachdruck wieder an:

»O lachen Sie nicht, Herr Marquis; verspotten Sie nicht das Auge, welches die Finsterniß der Zukunft durchschaut. Ich kenne den Baron von Kerjean — ich weiß, daß ein Dämon ihn jetzt noch beschützt, und daß dieser Schutz ihn gegen Sie vertheidigen wird. Ich weiß, daß

sein Stern bald erlöschen wird, aber daß er gegenwärtig immer noch glänzt. Ich weiß endlich, ich sehe, ich errathe daß Ihre Trabanten Verräther sind, daß das Rendezvous dieser Nacht eine Schlinge in sich birgt, daß Kerjean Sie erwartet wie der im Hinterhalte liegende Tieger, und daß Sie verloren sind, wenn Sie sich weigern, mir zu glauben.«

Diese Worte brachten, trotz des feurigen, begeisterten Tones, in welchem sie gesprochen wurden, auf René nur eine zweifelhafte Wirkung hervor. Er fühlte sich wankend gemacht, aber nicht überzeugt.

An dem Ausdruck seines Gesichtes sah die Goule recht wohl, daß ihr Werk noch unvollständig war; sie beschloß aber, es sofort zu vollenden und nahm wieder das Wort.

Wir wollen hier nicht die Argumente wiederholen, mit deren Hilfe sie sich bemühte, dem Marquis zu beweisen, daß sein Unternehmen nicht blos gefährlich und thöricht, sondern daß es auch vergeblich und selbst im Falle vollständigen Gelingens ohne mögliche Resultate sei.

»Sie wollen die Baronin von Kerjean entführen!« rief Perine zum Schlusse. »Wozu? — Gestern hätte ich einen solchen Versuch noch verstanden, denn gestern hatten Sie noch ein unermeßliches Interesse daran, die Gitana zu befragen und ihr das Geständniß ihrer Verworfenheit und ihrer Verbrechen zu entreißen. Heute aber, heute, wo Sie mir begegnet sind, hat Carmen Ihnen nichts mehr mitzutheilen, was Sie nicht schon wüßten. Lassen Sie sie daher in trügerischer Sicherheit den Donnerschlag erwarten, welcher sie treffen wird, und anstatt thörichterweise durch ein solches Unternehmen Ihr Leben auf's Spiel zu setzen, be-

denken Sie, daß Jane von Simeuse Ihrer bedarf und bleiben Sie um ihretwillen am Leben.«

René gestand sich, daß Perine Recht hatte, und er fand es unmöglich, ihre Gründe durch bessere zu bekämpfen.

Trotzdem widerstand er immer noch, aber nur seine Eigenliebe war Ursache dieser Hartnäckigkeit. In seinem Stolze als Edelmann widerstrebte es ihm, vor einem Unternehmen zurückzutreten, dessen gefährliche Thorheit ihm klar bewiesen ward.

Die Goule begann dieses moralischen Kampfes, der sich übermäßig zu verlängern drohte, müde zu werden, als ihr plötzlich ein Gedanke einkam.

»Wohlan, es sei, Herr Marquis,« rief sie. »Sie werden zu diesem Rendezvous gehen, an welchem Ihnen so viel liegt, und sich mit eigenen Augen überzeugen, daß meine Ahnung mich nicht betrog.«

Drittes Capitel.

Mitternacht.

Der Marquis war weit entfernt, diesen Schluß zu erwarten. Er betrachtete Perinen mit Erstaunen.

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte er.

»Ich will sagen, daß ich Sie begleiten und mit Gefahr meines Lebens verhindern werde, in die Schlinge zu fallen, welche ich argwohne und errathe.«

»Ihr wollt Euch an meiner Stelle der Gefahr aussetzen? Das werde ich nicht zugeben.«

»Ach, Herr Marquis,« rief die Goule, »ich schwöre Ihnen, daß Sie Unrecht haben. — Das Ehrgefühl des Edelmanns hat mit all' diesem nichts zu schaffen. An meinem Leben liegt nichts, das Ihrige aber ist kostbar. Uebrigens droht die Gefahr, wenn eine solche vorhanden ist, nur Ihnen. Ich bin für Kerjean nichts als ein altes Weib, eine Unbekannte. Mein Tod würde ihm nichts nützen und folglich habe ich nichts zu fürchten. Gestatten Sie mir daher freies Handeln. Wir wollen übrigens den schlimmsten Fall annehmen. Wenn ich in große Gefahr gerathe, dann ist es vielleicht im Grunde genommen um so besser. Mein Tod wäre eine Sühne. Er würde vielleicht mein Leben vergessen machen.«

»Ihr bedenkt nicht, daß Jane von Simeuse wahnsinnig ist,« entgegnete der Marquis, »und daß Ihr allein — wenigstens habt Ihr mir es versichert — ihr den Verstand wiedergeben könnt.«

»Das ist wahr,« murmelte Perine, »und mein Geheimniß darf nicht mit mir sterben.«

Indem sie diese Worte sprach, näherte sie sich dem Schreibtische, auf welchem sich Papier, Tinte und Feder befand. Sie ergriff die Feder und schrieb rasch einige Zeilen auf ein Blatt Papier, welches sie dem Marquis reichte.

»Was ist dies?« fragte Letzterer.

»Es ist die Nomenclatur und genaue Dosis der Substanzen, welche die Basis eines von mir früher erfundenen Elixirs bilden. Nach diesem Recept wird der erste beste Apotheker, an welchen Sie sich wenden, jenes Elixir fertigen, ohne daß ein Zögern von seiner Seite und ohne daß ein Fehler möglich wäre. Er wird Ihnen dann in einem

Krystallflacon eine durchsichtige Flüssigkeit von schöner smaragdgrüner Farbe und durchdringendem, aromatischem Geruch zustellen. Wenn Sie Fräulein von Simeuse wiederfinden — und ich bitte Gott, daß er dies bald geschehen lasse — so brauchen Sie blos die Schläfe Ihrer Braut mit einigen Tropfen dieser Flüssigkeit zu benetzen und sie den Inhalt des Flacons athmen lassen, um den Wahnsinn des armen Kindes fast augenblicklich schwinden zu sehen wie einen Traum oder einen Nebel. Nehmen Sie daher dieses Papier und bewahren Sie es wohl, Herr Marquis, denn mit demselben bedürfen Sie meiner nicht mehr.«

»Es sei,« sagte René, »ich verlasse mich auf Euch — euer Wille geschehe — Ihr werdet mich begleiten.«

»Ich danke, Herr Marquis,« murmelte die Goule mit freudiger Bewegung.

Dann setzte sie hinzu:

»Wann werden wir aufbrechen?«

»In wenigen Augenblicken, denn die Stunde naht.«

René schlug auf eine Glocke und gab seinem Kammerdiener Befehl, sich zu überzeugen, ob der Wagen, der sie an Ort und Stelle bringen sollte, da sei.

Nach Verlauf von acht oder zehn Secunden kehrte der Diener zurück und brachte eine bejahende Antwort.

»Herr Marquis,« sagte hierauf die Goule, »ohne Zweifel werde ich meiner ganzen Kraft bedürfen. Geben Sie daher Befehl, daß man mir etwas zu essen auftrage und lassen Sie eine Flasche spanischen Wein in Ihren Wagen legen.«

Diese beiden Befehle wurden sofort ertheilt und voll-

zogen. Perine aß rasch eine dünne Schnitte kaltes Fleisch und trank einen Schluck Lacrymä Christi.

»Ha!« rief sie dann mit dem Ausdruck unaussprechlichen Wohlbehagens; »ich fühle mich wie neugeboren! Mein Blut, welches schon in den Adern erstarrte, wird wieder warm und beweglich — mein Herz schlägt — meine Gedanken werden wieder klar — ein neues Leben beginnt für mich. — Hinweg mit der entsetzlichen Vergangenheit — willkommen, trostreiche Zukunft! — Ich war leider der Genius des Bösen — ich will von nun an ein Engel des Guten sein. Gehen wir, Herr Marquis, gehen wir.«

»Ich bin bereit,« sagte René, indem er seine Schritte nach der Thür lenkte.

Perine wollte ihm folgen, doch besann sie sich anders und kehrte noch einmal an den Tisch zurück.

»Was macht Ihr?« fragte sie Herr von Rieux.

»Ich nehme dies da mit,« antwortete sie, indem sie einen neben den zerstreuten Papieren liegenden kleinen Dolch mit Elfenbeingriff hinwegnahm und in dem wallenden Aermel ihres Kleides verschwinden ließ.

»Was wollt Ihr mit diesem Dolch?« fragte René.

»Seltsame Frage, Herr Marquis! — Dieser Dolch durchbohrt Kerjean's Herz, wenn er mir nahe genug kommt.«

»Entsagt dieser Absicht!« rief der Marquis. »Der Baron ist mein Feind und nur mir allein kommt es zu, ihn zu züchtigen.«

»Sie sind vergeßlich, Herr Marquis,« entgegnete

Perine. »Der Baron gehört uns und Sie haben mir die Hälfte der Rache versprochen.«

»Wohlan, ich verspreche sie Euch nochmals, aber ein Messerstich ins Herz wäre eine erbärmliche Rache und auf diese Weise darf Kerjean nicht sterben. Ich behalte ihm eine andere Züchtigung vor.«

»Was für eine?«

»Ich weiß es noch nicht, aber alle Qualen des Körpers und der Seele wären niemals Strafe genug für Den, welcher Jane's Tod beschlossen hatte.«

Perine ließ den kleinen Dolch wieder auf den Schreibtisch fallen.

»Es ist gut, Herr Marquis,« sagte sie, »und da Sie den Willen haben, uns so zu rächen, so rächen Sie uns.«

Der Marquis und die Goule verließen nun den Pavillon und stiegen in den Wagen, welcher dem Gitterthor gegenüber hielt. Der Kammerdiener nahm neben dem Kutscher auf dem Bocke Platz. Der Kutscher gehörte nicht zu dem Haushalt des Marquis, sondern er war gemiethet, ebenso wie die Pferde und der Wagen. Er wußte nicht, was vorging, und kannte nicht einmal den Namen des Marquis von Rieux.

Der Wagen rollte rasch fort und verfolgte genau die Richtung, welche René seinem Kammerdiener vorgezeichnet hatte.

So lange die Fahrt dauerte, beobachteten der Marineoffizier und die ehemalige Herrin des Rothen Hauses tiefes Schweigen.

Ungefähr auf der Höhe der Rue d'Enfer, fünfundzwanzig bis dreißig Schritte von der Mündung der Rue

Tombe-Issoire machten die Pferde Halt und der Schlag ward geöffnet.

Perine hob ihre Kapuze, setzte die Mündung der mit Xereswein gefüllten Flasche an den Mund, bog den Kopf zurück und that einen langen Zug. Dann stieg sie zuerst aus und René folgte ihr.

»Wenn ich mich recht entsinne,« sagte sie hierauf leise, »so ist die Rue Tombe-Issoire dort vor uns.«

»Ja,« antwortete Herr von Rieux.

»Befindet sich die kleine Thür, der verabredete Ort Ihres Stelldicheins, rechts oder links?«

»Links.«

»Wie groß ist die Entfernung von dem Eingange der Straße bis an diese Thür?«

»Hundertundachtzig bis zweihundert Schritte ungefähr.«

»Nennen Sie mir noch einmal den Namen der beiden Männer, welche Sie erwarten.«

»Dagobert und Goldknopf.«

»Schön — ich werde sie nicht wieder vergessen — und sagen Sie mir, Herr Marquis, sind Sie und Ihr Diener gut bewaffnet?«

»Allerdings, denn jeder von uns trägt einen Degen und zwei Pistolen im Gürtel. Aber wozu alle diese Fragen?«

»Nun, mein Gott, ganz einfach, um zu erfahren, was ich unumgänglich wissen muß, um zu handeln.«

»Was gedenkt Ihr dann zu thun?«

»Mich kühn zuerst in den Rachen des Wolfes zu stürzen.«

»Auf welche Weise?«

»Sie erwartet man, Herr Marquis, und mich wird man ankommen sehen.«

»Wie, Ihr wolltet!« begann René.

»Ja, allerdings, ich will,« unterbrach ihn Perine. »Ich will es und werde es thun.«

»Aber das ist Wahnsinn!«

»Warum?«

»Wie wollt Ihr diesen Leuten mein Ausbleiben und eure Anwesenheit erklären?«

»Dies ist nur meine Sache und wird für mich eine nur geringe Verlegenheit sein. Ich versichere Ihnen, daß ich mehr als einmal in meinem Leben weit schwierigere Dinge weit schärferblickenden Leuten erklärt habe.«

»Es sei! Ich sehe wohl, welche Rolle Ihr bei diesem ganzen Handel zu spielen gedenkt, und ich bin damit einverstanden, aber welches wird die meinige sein?«

»O, eine rein passive, wenigstens vor der Hand. Legen Sie sich, wenn Sie wollen, an der Ecke der Straße in den Hinterhalt in der Nähe jenes halbzerbrochenen Ecksteins, der von den Laternen des Wagens unbestimmt beleuchtet wird. Dort halten Sie sich stumm und unbeweglich mit einem Pistol in jeder Faust im Schatten verborgen und warten Sie. Ihr Diener möge es ebenso machen und Ihnen gegenüber Posto fassen. — Wenn ich mich in meinem Argwohn getäuscht habe, wenn sich nichts Verdächtiges zeigt, so komme ich dann bald wieder zu Ihnen. Falle ich dagegen in die Ihnen gelegte Schlinge und ist die Gefahr drohend und sichtbar, so werde ich Sie davon durch einen gellenden Schrei in Kenntniß setzen.«

»Und dann,« sagte René lebhaft, »dann eile ich Euch zu Hilfe und ich schwöre Euch, daß ich, selbst wenn ich es mit zehn Feinden zu thun haben sollte, Euch der Gefahr entreißen werde.«

»Aber,« rief Perine mit einem gewissen Grad von Zorn, »aber dies ist ja gerade das, was wir uns hüten müssen zu thun, Herr Marquis! Bin ich einmal todt und sind Sie mir bei dem Versuche, mich zu vertheidigen, in's Grab gefolgt, was soll dann aus Jane von Simeuse werden?«

Herr von Rieux beugte das Haupt und schwieg. Der Name Jane's von Simeuse war eines jener siegreichen Argumente, welchen er nichts entgegenzusetzen wußte.

Perine hob, René's Schweigen benutzend, wieder an:

»Wenn Sie mich also einen lauten Schrei ausstoßen hören, so müssen Sie, weit entfernt, mir zu Hilfe zu kommen, die Flucht ergreifen.«

»Die Flucht?« wiederholte der Marquis, dessen Stolz durch dieses Wort unangenehm berührt ward, in bitterem Tone.

»Oder den Rückzug antreten, wenn Ihnen das besser klingt,« fuhr die Goule fort. »Haben die berühmtesten Feldherren der alten und neuen Welt nicht zwanzigmal zum Rückzuge blasen lassen, blos um ihre künftigen Siege zu sichern? — Handeln Sie wie diese, Herr Marquis, und Sie werden ebenso wie diese triumphiren, dafür stehe ich Ihnen. Der Kutscher wird die Pferde nach der Place Saint-Michel herumlenken. Sobald Sie das Lärmsignal gehört haben, steigen Sie wieder in den Wagen, oder nehmen Sie vielmehr Zügel und Peitsche selbst in die Hand

kehren Sie so schnell als möglich in Ihre Wohnung zurück — schließen Sie sich ein, verbarricadiren sie sich — treffen Sie mit einem Worte alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen einen Angriff mit bewaffneter Hand, welcher wahrscheinlich in diesem Falle noch diese Nacht stattfinden würde. Uebrigens wäre es besser, hundertmal besser, wenn Sie Ihr Haus im Falle der Gefahr verließen und ein sichereres Asyl suchten, weil dieses Ihren Feinden unbekannt wäre, während das jetzige aufgehört hat es zu sein. Werden Sie thun, was ich begehre, Herr Marquis?«

René zögerte.

»Was ich nicht um meinetwillen begehre, sondern um Jane's willen,« setzte die Goule hinzu.

»Ich werde es thun,« murmelte der Marquis; »ich werde es thun, welche Ueberwindung es mir auch kosten möge.«

»Sie versprechen mir es also?«

»Ich schwöre es Euch.«

»Dank, Herr Marquis. Nun bin ich in jeder Beziehung beruhigt, denn ich habe die Gewißheit, daß, wenn ich diese Nacht sterbe, Sie leben bleiben werden, um uns Beide zu rächen.«

Kaum hatte Perine diese Worte gesprochen, als auf einem fernen Kirchthurme die Mitternachtsstunde schlug, und gleichzeitig die Uhren der nähergelegenen Kirchen und Klöster die zwölf Schläge wiederholten. Von allen Seiten dröhnten die bald hohen, bald tiefen Glockentöne durch das Schweigen der Nacht.

»Wünschen Sie mir Glück,« sagte die Goule, »und

beten Sie für mich, denn seitdem ich angefangen an Gott zu glauben, gibt das Gebet mir Vertrauen.«

»Einen Augenblick — noch einen Augenblick!« stammelte Herr von Rieux.

Perine aber hörte ihn nicht mehr, sondern ging mit so raschem und festem Schritte wie ein Mann in die finsteren Tiefen der Rue Tombe-Issoire hinein.

Eben dieser Schritt war es, welchen Dagobert hörte, als er leise zu Goldknopf sagte:

»Da kommt der, welchen wir erwarten. Er ist verloren und wir sind gerettet!«

Und der Riese antwortete mit Zerknirschung:

»Amen!«

Viertes Capitel.

Perine und ihre That.

Die Goule schritt ohne Schwäche, ohne Zögern, ohne Bedenken auf ihr unbekanntes Ziel zu, und zählte dabei die Schritte.

»Hundertundachtzig bis zweihundert Schritte von der Mündung der Straße bis zu der kleinen Thür der Einhegung,« hatte Herr von Rieux gesagt.

Perine nahm einen Durchschnitt an, und als sie hundertundneunzig gezählt hatte, blieb sie stehen.

Der Zufall oder vielmehr die Berechnung, welche sie gemacht, hatte ihr gute Dienste geleistet. In dem Augenblicke, wo sie Halt machte, war sie so nahe bei dem

Riesen und dem Zwerge, daß sie dieselben mit ausgestrecktem Arme hätte berühren können, die Finsterniß war aber ungemein dicht, und da ihre Augen noch nicht Zeit gehabt hatten, sich daran zu gewöhnen, so konnte sie die Beiden nicht sehen.

Die kleine Thür hatte sich, während die Tritte sich näherten, halb geöffnet und eine neue Person glitt, aus der Einhegung heraustretend, geräuschlos zwischen den Zwerg und den Riesen. Mit einer Stimme, welche die Gemüthsbewegung und die Schnelligkeit ihres Ganges gebrochen und unkenntlich machte, und die übrigens durch die schmale Oeffnung der Kapuze noch mehr verstellt ward, fragte Perine:

»Sind Dagobert und Goldknopf hier, und hören sie mich?«

Der Zwerg wollte antworten, aber hatte nicht Zeit dazu.

Die Hand der Gestalt, welche so eben die Einhegung verlassen, legte sich auf seine Lippen, um ihm Schweigen zu gebieten.

»Ich bin Dagobert,« sagte diese Gestalt, »Goldknopf steht hier neben mir und wir hören Euch Beide. Was wollt Ihr hier?«

Ein plötzlicher Krampf packte die Nerven und Muskeln der Goule. Sie hatte die Stimme des Sprechers erkannt, und dieser Sprecher war der Baron von Kerjean. Alle Ahnungen der ehemaligen Herrin des Rothen Hauses rechtfertigten sich. René von Rieux entging in dieser Nacht dem Tode nur durch ein sichtbares Wunder, und Perine

ward — daran konnte Niemand zweifeln — das Werkzeug der Vorsehung.

Dennoch mußte sie ihre Gemüthsbewegung zähmen, ihre Unruhe verbergen und auf der Stelle antworten. Es gelang ihr diese beinahe unmögliche Aufgabe zu lösen.

»Ihr fragt mich, was ich hier mache?« antwortete sie. »Ihr wißt es eben so gut als ich. Ich komme zu dem Stelldichein.«

»Ihr seid aber nicht der, den wir erwarten,« fuhr Luc fort, indem er sich ebenfalls bemühte, seine getäuschte Erwartung und seinen Zorn zu verhehlen.

»Das ist wahr, aber der, den Ihr erwartet, kann diese Nacht nicht kommen, und er schickt mich, damit Ihr seiner nicht länger harret.«

»Er kann nicht kommen, sagt Ihr?« rief Kerjean.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Er hat heute auf der Treppe seines Hauses einen furchtbaren Fall gethan. Er liegt im Bett, zerschlagen durch diesen Sturz und verzehrt von glühendem Fieber.«

»Ist sein Leben in Gefahr?« fragte der Baron lebhaft.

»Nein, Dank sei dem Himmel. Wenigstens versicherte es der Arzt vor kaum zwei Stunden, doch wird eine Woche, vielleicht noch längere Zeit vergehen, ehe er wieder sein Zimmer verlassen kann. Er läßt Euch sagen, daß nur ein solcher Beweggrund wie dieser ihn hat abhalten können, zu dem verabredeten Stelldichein zu erscheinen.«

»Und wer seid Ihr?«

»Ich bin die Wärterin, welche der Arzt beauftragt hat, bei dem Kranken zu wachen.«

»Wie kommt es, daß der Baron ein Weib und nicht einen seiner Diener hergeschickt hat?«

»Die Diener des Marquis sind fremd in Paris — dies wißt Ihr ohne Zweifel. Sie kennen die Straßen der Stadt nicht genau. Sie würden sich hundertmal verirrt haben, ohne daß es ihnen gelungen wäre, Euch zu finden. Ich sah, daß der gute Marquis durch seine Unruhe in dieser Beziehung sein Uebel steigerte, und erbot mich daher, gegen eine gute Belohnung diesen Gang zu besorgen. Er versprach mir einen Louisd'or, der gute, liebe Herr, und er wird mir ihn geben, darauf rechne ich.«

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein, dann hob Kerjean wieder an:

»Der Marquis hat das Fieber, sagt Ihr?«

»Ach, leider ja, mein guter Herr Dagobert, ein furchtbares Fieber.«

»Ist es vom Delirium begleitet?«

»Bis jetzt nicht.«

»Dann ist der Marquis also bei Besinnung?«

»Ja wohl, vollkommen.«

»Er kann hören und verstehen?«

»Ja wohl, es müßte denn seit meinem Weggange eine große Veränderung in seinem Zustande eingetreten sein, was ich aber bezweifle. Thut Ihr diese Frage aus Theilnahme, mein guter Herr Dagobert, oder aus irgend einem anderen Beweggrunde?«

»Ich thue diese Frage, weil es von der größten Wichtigkeit ist, daß der Marquis ohne Verzug von gewissen

ward — daran konnte Niemand zweifeln — das Werkzeug der Vorsehung.

Dennoch mußte sie ihre Gemüthsbewegung zähmen, ihre Unruhe verbergen und auf der Stelle antworten. Es gelang ihr diese beinahe unmögliche Aufgabe zu lösen.

»Ihr fragt mich, was ich hier mache?« antwortete sie. »Ihr wißt es eben so gut als ich. Ich komme zu dem Stelldichein.«

»Ihr seid aber nicht der, den wir erwarten,« fuhr Luc fort, indem er sich ebenfalls bemühte, seine getäuschte Erwartung und seinen Zorn zu verhehlen.

»Das ist wahr, aber der, den Ihr erwartet, kann diese Nacht nicht kommen, und er schickt mich, damit Ihr seiner nicht länger harret.«

»Er kann nicht kommen, sagt Ihr?« rief Kerjean.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Er hat heute auf der Treppe seines Hauses einen furchtbaren Fall gethan. Er liegt im Bett, zerschlagen durch diesen Sturz und verzehrt von glühendem Fieber.«

»Ist sein Leben in Gefahr?« fragte der Baron lebhaft.

»Nein, Dank sei dem Himmel. Wenigstens versicherte es der Arzt vor kaum zwei Stunden, doch wird eine Woche, vielleicht noch längere Zeit vergehen, ehe er wieder sein Zimmer verlassen kann. Er läßt Euch sagen, daß nur ein solcher Beweggrund wie dieser ihn hat abhalten können, zu dem verabredeten Stelldichein zu erscheinen.«

»Und wer seid Ihr?«

»Ich bin die Wärterin, welche der Arzt beauftragt hat, bei dem Kranken zu wachen.«

»Wie kommt es, daß der Baron ein Weib und nicht einen seiner Diener hergeschickt hat?«

»Die Diener des Marquis sind fremd in Paris — dies wißt Ihr ohne Zweifel. Sie kennen die Straßen der Stadt nicht genau. Sie würden sich hundertmal verirrt haben, ohne daß es ihnen gelungen wäre, Euch zu finden. Ich sah, daß der gute Marquis durch seine Unruhe in dieser Beziehung sein Uebel steigerte, und erbot mich daher, gegen eine gute Belohnung diesen Gang zu besorgen. Er versprach mir einen Louisd'or, der gute, liebe Herr, und er wird mir ihn geben, darauf rechne ich.«

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein, dann hob Kerjean wieder an:

»Der Marquis hat das Fieber, sagt Ihr?«

»Ach, leider ja, mein guter Herr Dagobert, ein furchtbares Fieber.«

»Ist es vom Delirium begleitet?«

»Bis jetzt nicht.«

»Dann ist der Marquis also bei Besinnung?«

»Ja wohl, vollkommen.«

»Er kann hören und verstehen?«

»Ja wohl, es müßte denn seit meinem Weggange eine große Veränderung in seinem Zustande eingetreten sein, was ich aber bezweifle. Thut Ihr diese Frage aus Theilnahme, mein guter Herr Dagobert, oder aus irgend einem anderen Beweggrunde?«

»Ich thue diese Frage, weil es von der größten Wichtigkeit ist, daß der Marquis ohne Verzug von gewissen

Thatsachen unterrichtet werde, welche er nicht kennt, und welche wir ihm eben hier mitzutheilen beabsichtigten.«

»Wohlan, setzet mich von diesen so wichtigen Thatsachen in Kenntniß. Ich verspreche Euch, treulich Alles, Wort für Wort, auszurichten.«

»Das geht nicht an. Es handelt sich hier um Geheimnisse, und der Marquis würde uns niemals verzeihen, wenn wir sie irgend jemand Anderem als ihm selbst anvertrauen wollten.«

»Nun, dann wartet bis morgen. Kommt morgen zu ihm und sprecht mit ihm.«

»Auch das ist unmöglich! — Der Marquis muß noch heute Nacht unterrichtet werden, da sonst die schlimmsten Folgen eintreten könnten.«

»Mein Gott, mein Gott, was sollen wir dann thun?« murmelte Perine in kläglichem Tone.

»Es gibt vielleicht ein Mittel,« hob Kerjean wieder an.

»Und was für eines, mein guter Herr Dagobert? Erklärt Euch, ich brenne vor Begier, dieses Mittel kennen zu lernen.«

»Ihr habt doch gewiß den Schlüssel zu dem Gitterthor, welches auf die Straße geht.«

»Da irrt Ihr Euch. Ich habe nicht einmal daran gedacht, diesen Schlüssel mitzunehmen.«

»Wie werdet Ihr dann wieder zu eurem Kranken hineinkommen?«

»Ich werde klingeln und der Kammerdiener wird öffnen.«

»Wohlan, dann tragt Sorge, das Gitter offen zu lassen, und meldet dem Herrn Marquis, daß Dagobert und

Goldknopf, seine treuen Diener, ehe noch eine Stunde um ist, zu ihm kommen, und mit ihm von der bewußten Angelegenheit sprechen werden. Wir werden dreimal an die Gartenthür pochen.«

»Ich werde selbst herunterkommen, um Euch zu öffnen, denn es ist sicher und gewiß, daß der Kammerdiener, sobald ich wieder da bin, sich zu Bette legen wird.«

»Es ist gut, liebe Frau, und die Nachrichten, welche wir eurem Kranken bringen werden, sind von so großer Bedeutung, daß Ihr sicher darauf rechnen könnt, anstatt des Louisd'or, den er Euch versprochen, deren zwei zu bekommen.«

»Wenn Ihr die Wahrheit sprecht, mein guter Herr Dagobert,« entgegnete Perine mit habsüchtigem Gelächter, »so werde ich meine Zeit diese Nacht gut angewendet haben. Habt Ihr mir vielleicht noch sonst etwas aufzutragen?«

»Nein, nichts weiter.«

»In diesem Falle kehre ich nun nach der Rue de la Cerisaie zurück. Es ist ein tüchtiger Weg, wißt Ihr, für meine armen alten Beine und ich erwarte Euch in einer Stunde.«

»Geht, gute Frau, geht schnell und meldet dem Marquis unsern Besuch an, über welchen er sich ganz gewiß sehr freuen wird.«

Perine ließ sich diese Aufforderung nicht zweimal wiederholen. Sie drehte sich herum und machte sich wieder auf den Weg nach der Rue d'Enfer mit einem Gefühl von Erlösung, gleich dem eines Menschen, der zufällig in die Höhle eines reißenden Thieres gerathen, aller Wahrschein-

lichkeit und aller Hoffnung entgegen, unversehrt wieder herauskommt.

Während sie sich entfernte, faßte Luc den Zwerg und den Riesen, die beide stumm, bestürzt und zitternd dastanden, bei den Händen und zerrte sie in die Einhegung hinein, deren Thür er hinter sich und hinter ihnen verschloß.

Dagobert schauderte.

»Unsere Stunde hat geschlagen,« sagte er bei sich selbst. »Es ist um uns geschehen! — Der Baron wird Befehl geben, uns in Stücke zu hauen. Dennoch ist es nicht unsere Schuld, wenn der Marquis Schaden genommen hat und deswegen diese Nacht sich nicht hier einfinden kann. Leider aber geht es auf dieser Welt einmal sehr ungerecht zu.«

Goldknopf seinerseits hielt keine so lange Rede an sich selbst und zwar aus gutem Grunde. Da er sich von Kräften umringt wußte, welche den seinigen überlegen waren, so war er traurig und resignirt, wie es fast stets jene riesigen, dummen Stiere sind, die man zur Schlachtbank führt.

Man kann sich daher leicht die Ueberraschung der beiden Banditen und ihre Freude oder vielmehr ihren Jubel denken, als sie anstatt des Todesurtheils, welches sie mit Bestimmtheit erwarteten, den Baron folgende beruhigende Worte an sie richten hörten:

»Halunken, die Ihr seid, ich sollte Euch kurz und gut an dem Baume aufhängen lassen, dessen Zweige sich über eure Köpfe hinstrecken, und ich gestehe, daß dies vor einem Augenblick meine Absicht war. Ich habe mir aber die Sache besser überlegt, und der Teufel soll mich holen, wenn ich

weiß, warum ich mich für Euch interessire. Ich will daher euer Schicksal in eure eigenen Hände legen und Euch zwischen dem Hängen einerseits und dem Leben, der Freiheit und euren Begnadigungsbriefen andererseits die Wahl lassen.«

Dagobert und Goldknopf sanken außer sich vor Freude vor Luc auf die Knie nieder.

»Ach, Herr Baron,« rief der Zwerg, »unsere Wahl kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Der Strick hat für mich durchaus nichts Verführerisches. — Was sollen wir thun, um alles Uebrige zu verdienen?«

»Ihr werdet es sogleich erfahren und sehen, daß es nichts Einfacheres gibt,« antwortete Kerjean. »Es handelt sich einfach darum, mich, Coquelicot und ein Dutzend wackerer Cameraden, die ich auswählen werde, bis an das kleine Haus in der Rue de la Cerisaie zu führen, an dem Gitterthore — wenn es aller Erwartung entgegen verschlossen sein sollte — zu klingeln, dem Kammerdiener, wenn dieser kommt, um zu öffnen, euer Gesicht zu zeigen, mit einem Worte, uns ohne Lärm und Aufsehen in das Haus und bis an das Bett des Marquis von Rieux zu bringen. Nachdem Ihr dieser leichten Aufgabe genügt habt, wird es Euch vollkommen freistehen, die Begnadigungsbriefe, die Ihr ohne Zweifel in irgend einem Schubfach finden werdet, wegzunehmen und dann in Ruhe und Frieden zu leben, wo es Euch gutdünkt.«

»Gehen wir, Herr Baron — gehen wir! beeilen wir uns!!« rief Dagobert, begeistert durch die verlockende Aussicht, die sich vor seinen Augen entrollte. »Wir wollen Sie unverweilt dorthinführen, und Sie sollen uns eine Kugel

durch den Kopf schießen, wenn wir Sie nicht mit Eifer und Treue führen.«

»Darauf rechne ich allerdings,« entgegnete Kerjean lachend, »und meine Pistolen sind geladen!«

Lassen wir jetzt den Baron, die Verräther und die Banditen sich in der Einhegung der Rue Tombe-Issoire weiter berathen. Es wird nicht lange dauern, so werden uns diese Elenden wieder begegnen. Wir folgen jetzt Perinen, welche, wie uns scheint, einen Muth und eine Kaltblütigkeit bewiesen hatte, die wirklich außerordentlich und der größten Lobsprüche werth waren. So wie sie sich von der kleinen Thür entfernte und dem Orte näherte, wo René von Rieux sie erwartete, beschleunigte sie unwillkürlich ihren Schritt, bis sie erschöpft und keuchend den Punkt erreichte, wo die beiden Straßen aneinanderstießen.

René trat von der Mauer, an welche er gelehnt stand, hinweg und Perinen in den Weg.

»Seid Ihr es?« fragte er sie.

»Ja, ich bin es,« stammelte Perine.

»Nun?«

»Kommen Sie.«

»Sagt mir erst, was geschehen ist.«

Die Goule unterbrach den Marquis, indem sie ihn beim Arme faßte und anstatt seine Frage zu beantworten nach dem Wagen zog, der in einer Entfernung von einigen Schritten hielt. Sie öffnete selbst den Schlag und murmelte mit kaum vernehmbarer Stimme:

»Steigen Sie ein — steigen Sie rasch ein und machen wir, daß wir fortkommen.«

»Aber,« sagte René, »ich wünschte zu wissen —«

»Steigen Sie ein,« unterbrach ihn die Goule abermals. »Diese Menschen folgen mir vielleicht auf dem Fuße,« setzte sie hinzu, »wollen Sie denn, Herr Marquis, daß man Sie hier todtschlage wie einen Hund?«

Der Marquis leistete keinen weiteren Widerstand, sondern sprang in den Wagen, wo Perine neben ihm Platz nahm. Der Kammerdiener schloß den Schlag und blieb, weitere Befehle erwartend, an demselben stehen.

»Zunächst nach der Rue de la Cerisaie!« rief die Goule, »aber so schnell als möglich — es gilt Leben oder Tod.«

Die Pferde rannten sofort davon. Perine schaute, sich mit dem halben Leibe zum Wagen hinausbiegend, unruhig zurück. Als der Wagen den Platz St.-Michel hinter sich hatte und mit unverminderter Schnelligkeit in eine der abschüssigen Straßen des alten Quartier Latin hineinrollte, wendete die Goule sich zu dem Marquis und sagte:

»Nun ist die Gefahr vorüber — wir haben wenigstens eine Stunde vor uns und ich bin nun bereit, Herr Marquis, Ihnen Alles mitzutheilen, was Sie wissen wollen.«

»Ihr sprecht von Gefahr?« rief René. »Diese Gefahr war also wirklich nicht blos in eurer Einbildung vorhanden?«

»Sie war so bestimmt vorhanden, daß Sie ohne mich in diesem Augenblicke nur noch eine Leiche wären.«

»Ist es möglich?«

»O, zweifeln Sie nicht daran. Der Beweis wird nicht auf sich warten lassen. Wissen Sie, wer Sie an dem verabredeten Orte erwartete?«

»Dagobert und Goldknopf ohne Zweifel —«

»Ja, mit ihnen aber auch der Baron von Kerjean.«

»Kerjean?« wiederholte René betroffen.

»Ja, er war es, der zu mir sagte: »Ich bin Dagobert.« Ich habe nur mit ihm allein gesprochen.«

»Dann hatten mich also jene Elenden verrathen — verkauft, ausgeliefert!« stammelte René.

»Konnten Sie wohl, indem Sie solche Menschen für Ihren Dienst verwendeten, von ihnen etwas Anderes erwarten, als Verrath? — Die Sache verhielt sich folgendermaßen.«

Perine erzählte nun dem Marquis die geringsten Umstände der Unterredung, welcher unsere Leser soeben beigewohnt haben.

Als sie mit ihrer Erzählung fertig war, hielt der Wagen in der Rue de la Cerisaie dem Gitterthor gegenüber.

Fünftes Capitel.

Kerjean's Besuch.

»Sie sehen, Herr Marquis,« sagte die Goule am Schlusse ihres Berichts, »daß ich vollauf Grund hatte, mißtrauisch zu sein und an Dagobert's und Goldknopf's Ehrlichkeit zu zweifeln. Die Schurken hatten Sie kurz und gut für einige tausend Livres verkauft, welche der Baron ihnen in gefälschtem Gelde bezahlen wird. — Kurz, es ist keine Zeit zu verlieren. Ueberlegen Sie daher schnell und fassen Sie einen Entschluß, denn es wird nicht lange

dauern, so ist Kerjean mit seinen Leuten hier. Sie können überzeugt sein, daß er in dem Augenblick, wo ich spreche, schon unterwegs ist.«

»Ich werde nicht vor ihm fliehen,« rief René. »Ich werde mich mit meinem Kammerdiener in meinen Pavillon einschließen — ich habe Waffen — wir werden Gewalt der Gewalt entgegensetzen und so Gott will, die Banditen zurückschlagen.«

»Vergebliche Thorheit!« entgegnete Perine. »Was könnten Sie Zwei gegen Zwölf ausrichten? Nein, nein, Herr Marquis—Jane von Simeuse verbietet Ihnen durch meine Stimme, sich auf diese Weise bloßzustellen und die Vorsehung zu versuchen.«

»Ihr rathet mir also, diesen Elenden freies Feld zu lassen?«

»Allerdings, da Sie nichts Anderes thun können.«

»Warum habt Ihr mich aber dann hierher zurückgeführt?«

»Weil ich glaubte, daß Sie vielleicht vor der bevorstehenden Invasion einige kostbare Papiere, einige Summen Gold oder Silber und ganz besonders die Begnadigungsbriefe fortzubringen wünschten, deren die beiden Judasse, durch welche Sie verrathen worden, nicht verfehlen würden, sich zu bemächtigen.«

»Ihr habt Recht!« rief René lebhaft. »Ich gehe auf einen Augenblick in das Haus hinein. Werdet Ihr mich begleiten?«

»Wozu? Ich bleibe hier, um aufzupassen.«

»In diesem Falle lasse ich meinen Kammerdiener zurück, um Euch zu schützen.«

»Oder vielmehr um mich zu bewachen,« murmelte Perine, wehmüthig unter ihrer Kapuze lächelnd. »Sie hegen Mißtrauen, Herr Marquis, und ich habe nicht das Recht, mich darüber zu beklagen. Dennoch schwöre ich Ihnen, daß ich Ihnen treu sein werde — treu bis in den Tod.«

René, der soeben aus dem Wagen gestiegen war, gab weiter keine Antwort, als daß er dem Diener winkte ihm zu folgen.

Perine blieb allein draußen an dem Gitter stehen. Mit lauschendem Ohr und die Finsterniß durchspähendem Blick zuckte sie zusammen, wenn der Nachtwind ein fernes Geräusch bis zu ihr trug.

Die Abwesenheit des Marquis dauerte kaum fünf Minuten.

»Es ist noch Niemand da, wie Sie sehen, Herr Marquis,« sagte die Goule, als er wieder erschien. »Haben Sie nichts vergessen?«

»Nein, nichts.«

»Wollen Sie das Gitterthor wieder schließen lassen?«

»Nein, durchaus nicht. Der Baron von Kerjean ist Edelmann, ich handle ihm gegenüber den Geboten der Courtoisie gemäß und erspare ihm die Mühe des Einbruchs und Einsteigens. Er wird die Thüren offen und die Candelaber angezündet finden.«

»Ha, Herr Marquis!« rief Perine, »das ist herrlich!«

»Aber wo sollen wir nun hin?« hob René wieder an.

»Ich glaube, Sie werden für die übrigen Stunden der Nacht mit dem ersten besten Quartier sich begnügen,« antwortete Perine, »und dieses Quartier können wir in

der nächsten Herberge finden. Morgen werden Sie sich eine neue Wohnung suchen, denn in diese zurückzukehren wäre allzugefährlich.«

»Ihr habt Recht und wir können gehen. Vorher aber wäre ich — ich gestehe das — neugierig, diese Elenden ankommen zu sehen.«

»Nichts scheint mir leichter als dies. Lassen Sie den Wagen bis an die Ecke der nächsten Straße fahren, steigen Sie auf den Bock und warten Sie. Es wird noch immer Zeit sein, die Pferde so schnell als möglich laufen zu lassen, wenn die Aufmerksamkeit der Banditen sich auf Sie lenken sollte, was mir beinahe unmöglich scheint, denn sie werden anderwärts beschäftigt sein.«

»Dieser Rath ist gut und ich werde ihn befolgen,« entgegnete René.

Die nächste Straße war ungefähr hundertundfünfzig Schritte entfernt. Der Marquis führte den Wagen bis an die Ecke dieser Straße. Von dem hohen Bock herab überschaute er vollkommen das Gitterthor, welchem gegenüber eine Laterne ihren zitternden Schimmer verbreitete.

So verging eine halbe Stunde. Diese halbe Stunde ward René sehr lang und er blickte von Minute zu Minute auf seine Uhr und wunderte sich über diese Verzögerung, weil er die große Entfernung, welche die Rue d'Enfer von der Rue de la Cerisaie trennte, nicht in gebührenden Anschlag brachte.

»Kommen sie vielleicht gar nicht?« fragte er sich.

Und er begann an der Richtigkeit der von der Goule gemachten Mittheilungen zu zweifeln.

Endlich erschien in dem Halbdunkel, welches an den

von der Laterne geworfenen, mattleuchtenden Ring grenzte, eine kaum sichtbare Gruppe, ward aber bald deutlicher, so wie sie sich dem erleuchteten Punkte näherte.

Diese Gruppe bestand aus drei Mann. Die Gesichter konnte René nicht sehen, aber er erkannte sofort die kolossale Gestalt Goldknopf's und die kleine, verwachsene Dagobert's. Ihr Begleiter mußte der Baron von Kerjean sein.

Diese drei Männer blieben dem Gitterthore gegenüber stehen und schienen zu warten. Nach Verlauf von einigen Secunden stieß ein zweiter Trupp zu ihnen, dann ein dritter und es dauerte nicht lange, so waren ungefähr zwölf Banditen zusammen und bildeten eine kleine geschlossene und schweigende Phalanx.

Nähern wir uns jetzt derselben.

»Herr Baron,« sagte Dagobert ganz leise, »der Pavillon befindet sich am Ende der Allee.«

»Stehen Häuser an dieser Allee?« fragte Kerjean, der, als er nichts sah, als die Finsterniß, sich von der Oertlichkeit kein klares Bild machen konnte.

»Nein,« antwortete der Zwerg, »Mauern und Bäume, weiter gibt es hier nichts.«

»Führt die Allee auch noch anderwärts hin als nach dem Pavillon?«

»Sie endet an dem Gartenthor.«

»Gut, gut.«

»Was ist zunächst zu thun, Herr Baron?«

»Seht nach, ob das Gitterthor offen ist.«

Dagobert legte die Hand auf den kupfernen Knopf

des Schlosses, drehte ihn ohne Mühe und das Gitterthor bewegte sich in seinen Angeln.

»Die Alte hat Wort gehalten,« murmelte der Baron. »Das ist ein guter Anfang.«

Dann setzte er in etwas lauterem Tone zu dem Zwerg und dem Riesen gewendet hinzu:

»Geht voran, wir folgen Euch.«

Dagobert und Goldknopf gehorchten.

»Du, Coquelicot,« fuhr Luc fort, indem er sich gegen die Banditen wendete, »behältst einen Mann bei Dir, bleibst als Schildwache hier auf der Straße zurück und gibst im Nothfalle das verabredete Signal.«

»Sie können unbesorgt sein, Herr Baron,« antwortete Coquelicot.

Kerjean und der übrige Theil der Bande schritten nun hinter den beiden Kundschaftern her in die Allee hinein. Die Letztern blieben erst in dem Augenblicke stehen, wo sie beinahe die Gartenthür berührten.

»Soll ich die Klingel ziehen?« fragte der Zwerg.

»Allerdings. Sobald die Thür sich öffnen wird, dringen wir in den Garten, Goldknopf stürzt sich auf den Kammerdiener oder die Alte — hindert sie am Schreien, und erwürgt sie, wenn es sein muß; auf alle Fälle knebelt er sie.«

»Verstanden,« stammelte der Riese, »es ist so gut wie geschehen.«

Während Dagobert nach der Kette tastete, welche bestimmt war, die kleine Glocke in Bewegung zu setzen, und ehe er dieselbe noch gefunden, stieß Goldknopf mechanisch an die Thür. Zum großen Erstaunen des Barons wich

diese Thür schon einem schwachen Drucke und öffnete sich in ihrer ganzen Breite.

»Die Alte hat mehr gethan, als sie versprach,« dachte Luc. »Sie ist, auf mein Wort, ein würdiges Weib — ich möchte sie gern belohnen, kann es aber leider auf keine andere Weise, als dadurch, daß ich ihr den Hals umdrehe. So geht es in der Welt.«

Die ganze Bande drang nun in den Garten, Kerjean aber, dessen Mißtrauen plötzlich erwachte, stand im Begriff zurückzuweichen. Der Grund davon war folgender:

Der Garten, dessen geringen Umfang wir kennen, war in allen seinen Theilen durch Lichtströme erleuchtet, welche aus den Fenstern des Erdgeschosses drangen. Der Pavillon war wie zu einer Festlichkeit illuminirt, was, wie man zugeben wird, mit dem angeblich leidenden und beinahe lebensgefährlichen Zustande des Marquis nicht wohl harmonirte.

Dennoch aber war in diesem so glänzend erleuchteten Hause kein Geräusch, kein Murmeln zu vernehmen.

»Was soll das heißen?« fragte sich Kerjean. »Ist dies vielleicht eine Schlinge, die man uns legt?«

Gleich darauf aber antwortete er sich:

»Nein, nein, dies steht nicht zu befürchten — eine Schlinge würde eher im Finstern lauern — dies ist augenscheinlich. Uebrigens kann der Marquis von Rieux ja nicht errathen, welchen unerwarteten Besuch er empfangen wird. Kurz, ich verstehe die Sache nicht, doch wird sich diese seltsame Illumination ohne Zweifel sofort erklären.«

Während Luc dies sagte, näherte er sich der Thür der

Vorhalle, welche durch eine an der Decke hängende kupferne Laterne beleuchtet ward.

In dem Augenblicke, wo er die dritte Stufe des Perrons erreichte, wendete er sich gegen Dagobert.

»Wo befindet sich das Zimmer des Marquis?« fragte er ihn.

»In der ersten Etage.«

»Wo ist die Treppe?«

»Im Hintergrunde der Vorhalle.«

»Wo schlafen die Diener?«

»Das weiß ich nicht.«

»Was ist das für ein Zimmer links, welches so hell erleuchtet ist?«

»Der Salon.«

Nun wußte Luc genug. Er spannte die beiden in seinem Gürtel steckenden Pistolen, zog den Degen aus der Scheide und nahm ihn in die rechte Hand, während er gleichzeitig mit der linken Hand die Thür der Vorhalle faßte, deren Schwelle er überschritt. Einmal hier angelangt, blieb er stehen und horchte — aber niemals hatte es ein tieferes Schweigen gegeben.

»Bei allen Teufeln der Hölle,« murmelte Kerjean, »man sollte glauben, das Haus wäre leer. Wie kommt es, daß die Alte nichts hört und uns nicht entgegeneilt?«

Ohne eine sofortige Lösung dieses Räthsels zu versuchen, wollte Luc doch wissen, woran er sich in Bezug auf die seltsame, so höchst auffällige Erleuchtung des Salons zu halten habe. Er öffnete daher, ohne zu zögern, und trat in das Zimmer, dessen Schwelle wir mit unseren Lesern mehr als einmal überschritten haben.

Die dreißig Kerzen der beiden Candelaber brannten auf dem Camin und überfluteten eine unbedingte Einsamkeit mit ihrem sonnenhellen Glanze.

Auf dem Tische, mitten in dem Salon, zog ein großes Briefcouvert den Blick auf sich und schien die Aufmerksamkeit herauszufordern. Die Adresse war mit ungeheuer großen Buchstaben geschrieben.

Luc näherte sich. Er zuckte zusammen und wechselte die Farbe, während er mit vor Gemüthsbewegung zitternder Hand das Couvert ergriff, auf welchem die Worte standen:

»**An den Baron von Kerjean.**«

»Mein Name!« stammelte er mit einer Art abergläubischen Schreckens, »mein Name! — Dieser Brief erwartete mich hier! Welch' seltsames Geheimniß!«

Luc erbrach rasch das Siegel mit dem Wappen des Marquis von Rieux, riß das Couvert auf, schlug das Papier, welches dasselbe enthielt, auseinander und ward, nachdem er die auf dem Velinpapier geschriebenen vier Zeilen mit einem einzigen Blick überflogen, bleich wie ein Todter und stieß einen dumpfen Schrei aus.

Die Zeilen, welche eine solche Wirkung äußerten und den Nichtswürdigen gewissermaßen niederschmetterten, sagten Folgendes:

»Diese Nacht, Herr Baron, werden Sie mich ganz gewiß nicht ermorden. Ich sage zu Ihnen nicht: »Leben Sie wohl, Herr Baron,« sondern: »Auf Wiedersehen.«

»René von Rieux.«

»Er hat also Alles gewußt!« rief Luc laut und mit

einer Art Delirium. »Die Partie ist verloren, und der Teufel hat die Hand im Spiele!«

Die Neugier war in diesem Augenblicke größer als der Respect, und die um Kerjean versammelten Banditen erlaubten sich zu fragen:

»Was gibt's? Was ist geschehen?«

Luc gab keine Antwort. Er ergriff einen der brennenden Armleuchter, verließ ungestüm den Salon, durchschritt die Vorhalle und erstieg mit wenigen Sprüngen die Treppe, welche in das obere Stockwerk führte, dessen Zimmer er sämmtlich mit wüthender Schnelligkeit durcheilte.

Es war eine überflüssige und thörichte Nachforschung, die zu keinem Resultate führen konnte, das ganze Haus war leer.

Bleich, mit stierem Blick und keuchender Brust kam Luc wieder herunter. Er sah mehr einem Wahnsinnigen ähnlich, als einem mit Vernunft begabten Wesen und fühlte wirklich, wie seine Sinne sich dieser greifbaren Wirklichkeit gegenüber verirrten, die er nicht begreifen konnte.

Dagobert und Goldknopf hatten die Abwesenheit des Gebieters benutzt, um die Schlösser zu erbrechen und die Möbel zu durchwühlen — in der eitlen Hoffnung, darin die Begnadigungsbriefe zu finden. Leider hatte vor einer halben Stunde das in dem Camine brennende Feuer diese zerrissenen Briefe vernichtet.

»Gehen wir,« rief Luc mit verstörter Miene, »fliehen wir dieses gespenstische Haus, dessen Dach auf uns herabzustürzen droht.«

Eine unklare, unbestimmte, unerklärliche Gefahr ist ohne Widerspruch das Entsetzlichste, was es geben kann.

Erschreckt durch die Worte des Barons und nicht wissend, von welcher Art die ihnen drohende Gefahr sein könnte, stürzten die Banditen in wilder Hast nach der Ausgangsthür, um sie alle auf einmal zu überschreiten.

Luc blieb allein zurück.

»Wenigstens,« stammelte er mit wildem Blick, »will ich, ehe ich fortgehe, eine furchtbare Spur meines Besuches zurücklassen.«

Er lenkte seine Schritte nach einem der Fenster und hielt hier den Armleuchter mit den brennenden Kerzen, den er noch immer in der Hand trug, an die herabwallende Draperie. Ein Flammenstrudel stieg sofort bis an die Decke hinauf und begann an dem hundertjährigen Holzwerke zu lecken, welches sich knisternd entzündete.

Ueberzeugt, auf diese Weise das Werk der Zerstörung begonnen zu haben, ließ Luc den Armleuchter fallen, verließ das Haus ebenfalls, dann den Garten und holte in der Allee die fliehenden Banditen ein.

Der Wagen des Marquis hatte die Ecke der benachbarten Straße verlassen.

Eine Stunde später ertönte die Sturmglocke — der Ruf Feuer hallte durch die Straßen — die Menge eilte erschrocken herbei, aber es war schon zu spät, um dem Umsichgreifen der Feuersbrunst Einhalt zu thun.

Sechstes Capitel.

Ophelia.

Zu der Zeit, wo die hier erzählten Ereignisse stattfanden, war der ungeheure Raum zwischen Montmartre und dem Park von Monceaux ein werthloses, wüstes Terrain, welches von schmalen, schlecht unterhaltenen Communicationswegen durchschnitten ward.

Von einer Entfernung zur andern sah man indessen in diesen unangebauten Steppen vereinzelte Besitzungen, von hohen grauen Mauern eingeschlossen, über welche die grünen Büsche der Linden- oder Kastanienbäume hin und her wehten.

Unübersteigliche und massive, mit Grün überkleidete Mauern schützten einige dieser geheimnißvollen kleinen Häuser, welche die großen Herren und reichen Wüstlinge des achtzehnten Jahrhunderts zu den verschwiegenen Schlupfwinkeln ihrer Liebesabenteuer oder dem Schauplatz ihrer schwelgerischen Gelage machten.

Am Morgen nach jener Nacht, wo wir René von Rieux, Dank dem klugen Rathe, den ihm die Goule gegeben, die ihm von Kerjean gelegte Schlinge, in welcher er unfehlbar sein Leben gelassen haben würde, vermeiden gesehen, hatte er sich aufgemacht, um eine neue Wohnung zu suchen.

Der glückliche Zufall ließ ihn eines jener kleinen Häu-

ser, von welchen wir soeben gesprochen, vollständig möblirt und augenblicklich beziehbar finden und er hatte sofort unter einem Namen Besitz genommen, der nicht der seine war, nachdem er zuvor bei seinem Notar eine bedeutende Summe erhoben.

Der größte Theil derselben ward von ihm zur Verfügung Perinens gestellt. Diese letztere, auf welche er von nun an grenzenloses Vertrauen setzte, ward von ihm beauftragt, Gold mit vollen Händen auszustreuen und zahlreiche Agenten zu besolden, welche Tag und Nacht beschäftigt waren, die Spur der verlorengegangenen Jane von Simeuse zu suchen.

Wir wissen bereits, daß diese Schritte und Nachforschungen nothwendig vergeblich bleiben mußten. Mehr als einmal kam René, diesen verzweifelten Ergebnissen gegenüber, auf den Gedanken, zu Herrn von Sartine zurückzukehren und die Polizei zu Hilfe zu rufen, aber er schrak auch jetzt noch vor diesem äußersten Mittel zurück.

Es waren zwei wichtige Gründe, die ihn hierbei leiteten.

Der erste war, daß er mehr als jemals einen tiefen Widerwillen empfand, das schmerzliche Geheimniß von Jane's Wahnsinn den Agenten des Polizeilieutenant anzuvertrauen.

Der zweite, vielleicht noch entscheidendere, war die in Folge der Mittheilungen der Goule gewonnene Gewißheit, daß die Verräther sich in großer Anzahl mit unter den Brigaden des Herrn von Sartine befanden und daß die Mehrzahl dieser Elenden mit Leib und Seele dem Baron von Kerjean gehörte. Unsere Leser erinnern sich, daß

Perine am Abend ihrer Verhaftung in dem Wirthshause Gorju's den unwiderleglichen Beweis davon erhalten hatte.

Einem dieser Verräther offenbaren, daß Jane von Simeuse noch lebte, hieß dies Kerjean selbst offenbaren und folglich die Aussichten auf Mißerfolg vermehren.

Jeden Tag hofften Perine und der Marquis, die Finsterniß, welche sie umgab, von einem Hoffnungsschimmer durchbrochen zu sehen, auf welchen sehr bald eine bittere Täuschung folgte, denn jeden Tag meldeten die von der Goule besoldeten Kundschafter irgend ein dem Blödsinn oder Wahnsinn verfallenes Geschöpf, welches sie in einem verrufenen Stadttheil oder in einer unheimlichen Spelunke angetroffen. Perine und René eilten dann nach dem bezeichneten Orte und sahen sich elenden, durch Schwelgerei, Trunk und die verworfensten Laster entwürdigten und verthierten Personen gegenüber.

Diese unaufhörlich wiederholten Schläge trafen den Marquis an der empfindlichsten Stelle seines Herzens und erweiterten die blutende unheilbare Wunde.

So vergingen zwei Wochen.

Eine jener Krankheiten, welche keinen Namen haben, welche die Wissenschaft nicht zu definiren weiß und gegen welche sie kein Mittel kennt, eine Art rascher Auszehrung, welche aus Verzweiflung und Entmuthigung entsteht und selbst die jüngsten und tapfersten Naturen niederwirft, bemächtigte sich des Marquis und machte schreckenerregende Fortschritte.

Perine sah diese Fortschritte mit Entsetzen. Mit dumpfer Wuth betrachtete sie die immer sichtbarere und vollständigere Vernichtung dieses jungen Mannes, auf welchem

alle ihre Rachehoffnungen beruhten, und der ihr außerdem ehrerbietiges und tiefes Mitleid einflößte.

Eines Tages, nach einer jener Täuschungen, welche vielleicht langsamer, aber eben so sicher wie ein tödtliches Gift an René's Leben nagten, rief die Goule:

»Herr Marquis, wir verfolgen einen falschen Weg. Wir verhundertfachen die Schwierigkeiten einer schon ohnehin mißlichen Aufgabe.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte René.

»Ich will sagen, daß unsere Spürhunde auf's Gerathewohl suchen, daß sie Zeit und Mühe umsonst aufwenden, um Spuren zu verfolgen, welche zu nichts führen, und daß sie vielleicht zehn-, ja zwanzigmal, ohne es zu wissen oder zu errathen, an Fräulein von Simeuse vorübergegangen sind, denn das Gesicht des armen Kindes verräth nur selten, daß sie wahnsinnig ist.«

»Ihr habt Recht,« murmelte René; »ein solcher Zustand der Dinge ist beklagenswerth und verzweifelnd, dies gebe ich zu. Gibt es aber wohl ein Mittel gegen dieses Uebel?«

»Vielleicht.«

»Welches?«

»Wenn die Männer, die uns dienen, das Gesicht der Person kennten, welche sie beauftragt sind zu suchen, so würden sie nicht mehr Gefahr laufen, ihr zu begegnen, ohne sie zu erkennen, und wenigstens würden sie nicht mehr, durch eine zufällige Aehnlichkeit des Alters und des Unglücks getäuscht, Ihnen jeden Tag trügerische Hoffnungen machen, welche so bald in nichts zerrinnen und Ihre Gesundheit untergraben.«

»Das ist wahr. — Ich begreife es. Aber was soll ich thun? Dieses Antlitz, dieses göttliche Antlitz ihnen zu zeigen, steht nicht in meiner Macht.«

»Aber vielleicht doch,« entgegnete die Goule.

»Wie denn? Auf welche Weise?«

»Ist nicht ein Bildniß von Fräulein von Simeuse vorhanden?«

»Allerdings — ein einziges.«

»Ist es in Ihren Händen?«

»Ja.«

»Haben Sie es in diesem Hause?«

René machte eine bejahende Geberde.

»Wollen Sie mir es zeigen?« fuhr Perine fort.

»Hier ist es.«

Herr von Rieux zog aus seinem Busen ein Medaillon, dessen von Doyen gemalte Copie er anstatt des Originals an Carmen zurückgegeben. Unsere Leser entsinnen sich des Umstandes vielleicht.

Er drückte seine Lippen auf das Medaillon mit einer fieberhaften Inbrunst, in welcher alle seine Lebenskräfte sich zu concentriren und zu erschöpfen schienen, dann reichte er es der Goule.

Diese empfing es mit einem offenkundigen Ausdruck schmerzlicher Rührung, betrachtete es lange und unter der herabgeschlagenen Kapuze, welche sie bedeckte wie eine Mönchskappe, hätte René große Thränen über ihr verheertes Gesicht herabfließen sehen können.

»Nun?« fragte der Marquis, als er sah, daß Perine schwieg. »Was macht Ihr und woran denkt Ihr?«

»Ach,« murmelte die ehemalige Herrin des Rothen

Hauses, »der Anblick des schönen, sanften Bildes führt mir eine Vergangenheit vor Augen, welche mir Entsetzen einflößt, und vom Grund meiner Seele bitte ich diesen durch mich auf so grausame und unwürdige Weise verfolgten Engel, mit meiner Reue Erbarmen zu haben und mir zu verzeihen!«

Dann, nach abermaligem Schweigen, hob Perine wieder an:

»Dieses Bild, Herr Marquis, kann, so vollkommen es auch ist, uns gleichwohl nicht zu dem Ziele führen, welches ich erreichen möchte.«

»Warum nicht?«

»Diese großen, von heiterem Feuer strahlenden Augen, diese von einem Lächeln getheilten Lippen, diese von dem frischen Colorit der Jugend und der Gesundheit gefärbten Wangen, diese in ihrer Einfachheit so reiche Toilette, alles dies zusammengenommen, würde unseren Kundschaftern einen sehr falschen Begriff von dem armen Kinde geben, welches sie suchen. Diese Menschen sind der Mehrzahl nach ungebildet nnd roh. Sie sind nicht im Stande, das Weib von seinem Costüm zu trennen. Jane von Simeuse, wie sie sonst war, würde ihnen Jane von Simeuse, wie sie jetzt ist, nicht erkennen helfen. Dieses Miniaturgemälde ist übrigens von allzu kleinen Dimensionen. Ein solches Bild würde einem ungebildeten Blick, der es nicht zu begreifen versteht, so viel als nichts sagen.«

»Aber was sollen wir dann thun?« rief René.

»Kennen Sie,« hob Perine wieder an, »irgend einen Künstler von wirklichem Talent?«

»Ja,« antwortete Herr von Rieux, »ich kenne den

Maler Doyen. Aber in welcher Absicht richtet Ihr diese Frage an mich?«

»In der Absicht, Sie zu bitten, sich schon heute zu dem Künstler zu begeben, den Sie soeben nannten.«

»Was soll ich bei ihm machen? Was soll ich zu ihm sagen?«

»Sie werden ihm dieses Medaillon zeigen.«

»Er kennt es ja schon.«

»Sie werden ihn bitten, sich dessen zu bedienen, nicht zu einer genauen Copie, sondern um darin das Motiv zu einem Gemälde oder vielmehr zu einem einzigen Porträt von Lebensgröße zu suchen. Sie werden ihm begreiflich machen, daß er sich an diesem schönen Antlitz begeistern und es in anderer Erscheinung reproduciren soll. Er muß die Rosen des Mundes verwelken lassen, den allzulebhaften Glanz der Augen durch einen Ausdruck schmerzlicher Wehmuth ersetzen, diese langen Flechten schwarzen Haares in Unordnung über die abgezehrten Wangen fallen lassen — er muß endlich dieses elegante Costüm der Patrizierin mit einfacheren Kleidern, so wie die Töchter des Volkes sie tragen, vertauschen. Wird das Werk in diesem Sinne aufgefaßt und durchgeführt, so haben Sie, wie ich nicht bezweifle, das wirkliche und treue Bild der Person, die wir suchen und die wir um jeden Preis wiederfinden müssen. Nun errathen Sie wohl, Herr Marquis, wozu uns dieses Bild dienen würde.«

Gleich dem am Rande eines Abgrundes Taumelnden, der mit bebender Hand nach den gebrechlichsten Stützpunkten greift, ging René mit Begeisterung auf Perinens Idee ein und gab, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, seinem

Kammerdiener Befehl, zwei Pferde zu satteln und sich fertig zu halten, ihn zu begleiten.

Zehn Minuten nach diesem Augenblicke schwang unser Held, in einen weiten Mantel gehüllt, dessen heraufgeschlagener Kragen einen Theil seines Gesichtes verhüllte, sich in den Sattel, schlug im Galopp den Weg nach der Rue Plâtrière ein und machte erst in dem Ehrenhofe dieses alterthümlichen Hotels Halt, dessen Schwelle wir schon zweimal überschritten.

René stieg ab und ging die mit prachtvollen Gobelinteppichen, welche die Gräfin Dubarry erst kürzlich ihrem Hofmaler geschickt, belegte große Treppe hinauf.

Doyen's Diener erinnerten sich der früheren Besuche des Marquis. Sie wußten, daß ihr Herr ihn niemals im Vorzimmer warten ließ, und führten ihn daher sofort in das Atelier, welches wir früher beschrieben haben.

Doyen, der eben beschäftigt war, den für das Boudoir der Favoritin bestimmten »Triumph der Venus« zu malen, drehte sich herum, als er die Thür sich öffnen hörte.

Er erkannte René — er stieß einen Ruf der Ueberraschung aus — er erhob sich sofort und eilte dem Marquis entgegen, dem er mit freundschaftlicher Wärme die Hand drückte.

»Seien Sie tausend- und abertausendmal willkommen, lieber Marquis,« sagte er. »Wie glücklich fühle ich mich, Sie zu sehen, und wie wenig hoffte ich es. Bei unserer letzten und nur zu kurzen Unterredung sprachen Sie von einer Reise, von einer langen Reise, die Sie im Begriff stünden, zu unternehmen.«

»Der Mensch denkt und Gott lenkt, lieber Freund,« entgegnete René mit sanftem, wehmüthigem Lächeln. »Ich

glaubte wirklich eine Reise zu machen und dennoch bin ich dageblieben. Ich glaubte nicht wieder Ihre Hand zu drücken und fühle mich glücklich, daß ich mich getäuscht.«

»Nun,« rief Doyen, »dann ist dies ein Irrthum, den ich von ganzem Herzen segne. Wie schön ist es von Ihnen, lieber Marquis, daß Sie sich meiner erinnert und den Weg nach meiner Wohnung nicht vergessen haben! Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihren heutigen Besuch auf würdige Weise danken soll.«

»Mein Freund,« antwortete Herr von Rieux mit abermaligem, noch wehmüthigerem Lächeln, als das erste gewesen, »danken Sie mir nicht. Sie sind einer von den Menschen, welche ich auf dieser Welt am meisten liebe und schätze, aber nichts zieht uns mehr von allen anderen Dingen ab als der Schmerz, nichts macht uns egoistischer als der Kummer. Ich dachte an Sie, weil ich Ihrer bedarf. Mein Besuch ist ein eigennütziger, ebenso wie es der letzte war, den ich Ihnen abstattete.«

»Nun denn um so besser!« hob der Künstler mit unverminderter Wärme wieder an. »Wenn Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen zu etwas nützlich zu sein, erzeigen Sie mir nicht dadurch ebenfalls einen Dienst? Machen Sie mich dadurch nicht zu Ihrem Schuldner? Sprechen Sie — was kann ich thun? — Verfügen Sie über mich — ich gehöre Ihnen.«

Während Doyen diese Worte sprach, betrachtete er aufmerksam das Gesicht des Marquis und war betroffen von der Veränderung, welche in seinen Zügen vorgegangen war, die schon seit einigen Wochen eine so gewaltige Umgestaltung erlitten.

»Wie viel muß er gelitten haben und wie viel muß er noch leiden,« sagte er bei sich selbst. »Er trägt eine tödtliche Wunde im Herzen. Er, so jung, so schön, so edel und so reich, ist mehr zu beklagen als der letzte der Handwerksgesellen, der pfeifend unter meinem Fenster vorübergeht. Welcher Unglücksstern waltet doch zuweilen über der Geburt der Menschen, welche Gott mit seinen Gaben zu überhäufen scheint!«

René von Rieux hatte mittlerweile eine goldene Kette losgemacht, an welcher er Jane's Bild auf seinem Herzen trug.

Doyen zuckte unwillkürlich zusammen, als er dieses Medaillon erblickte.

»Mein lieber Freund,« hob der Marquis wieder an, »ich komme, um Sie zu bitten, noch einmal zu machen, was Sie schon gemacht haben.«

»Sie wünschen noch eine Copie von diesem Porträt?« antwortete Doyen. »Dann werde ich mich noch heute an's Werk machen.«

»Nein,« murmelte René, »eine Copie ist's nicht, was ich will.«

»Aber was denn sonst?« fragte der Maler mit einem Anfluge von Erstaunen.

»Ich werde es Ihnen sagen — ich werde versuchen, Ihnen meine Gedanken und meinen Wunsch begreiflich zu machen.«

»Sprechen Sie, lieber Marquis, und was Sie auch von mir erwarten mögen, so bin ich dazu bereit.«

Der Leser weiß bereits, was René antwortete. Er wiederholte dem Maler die vor einer Stunde von der Goule

gesprochenen Worte fast buchstäblich, während er die Augen auf das Medaillon geheftet hielt.

So wie René weitersprach, malte sich ein Ausdruck unerhörten Erstaunens auf Doyen's Gesicht und ward mit jeder Secunde stärker.

In dem Augenblicke, wo der Marquis die Schilderung des Traumes beendete, welchen der Maler verwirklichen sollte, hatte das Erstaunen dieses Letzteren eine solche Höhe erreicht, daß es selbst von dem zerstreutesten und unaufmerksamsten Beobachter hätte bemerkt werden müssen.

»Mein Gott,« rief der Marquis, »was ist Ihnen?«

»Was mir ist!« wiederholte Doyen in äußerster Aufregung. »Sie fragen mich, was mir ist?«

»Allerdings.«

»Kommen Sie, mein Freund — kommen Sie und sehen Sie — und ich schwöre Ihnen, Sie werden diese Frage nicht noch einmal thun.«

Der Maler faßte René bei der Hand und führte ihn nach einem der entlegensten Theile seines umfangreichen Ateliers.

Hier ließ er ihn vor einer Staffelei stehen, welche eine mit einem schwarzen Flor bedeckte Leinwand von mittlerer Größe trug.

Der Marquis, der über Doyens Aufregung, deren Ursache er nicht errathen konnte, in gewaltiges Erstaunen gerieth, begriff nicht, was vorging, und erwartete mit Ungeduld eine Erklärung.

Diese Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. Sie war vollständig — sie war unerwartet — sie war gewissermaßen niederschmetternd.

Der Künstler riß mit rascher, aber zitternder Hand den schwarzen Flor hinweg, welcher das Gemälde bedeckte, trat einen Schritt zurück und sprach weiter nichts als die Worte:

»Schauen Sie her!«

René gehorchte. Seine Augen hefteten sich auf das Gemälde, sein Blick ruhte auf dem bleichen Antlitz Ophelia's, welche Doyen gemalt und zu welchem Jane von Simeuse als Modell gesessen.

Sofort schüttelte ein nervöses Zittern seine Glieder mit der Heftigkeit eines galvanischen Schlages, seine Augen wurden größer, sein Herz hörte auf zu schlagen, es war ihm, als ob es plötzlich Nacht würde und das Bild seiner Verlobten, Blumen entblätternd und gegen Himmel blickend, allein mitten durch die tiefe Finsterniß hindurchleuchtete.

»Doyen,« stammelte er mit erstickter und beinahe undeutlicher Stimme, indem er eine der Hände des Künstlers faßte und krampfhaft drückte, »Doyen, um Gottes willen, ist dies ein Traum?«

»Nein,« antwortete der Maler, »es ist eine Wirklichkeit.«

»Dieses Weib, dieses junge Mädchen, diesen Engel haben Sie gesehen?«

»Wie ich Sie sehe.«

»Diese himmlische Jungfrau hat Ihnen gesessen?«

»Zwei ganze Tage.«

»Aber dann kennen Sie sie — Sie wissen ihren Namen — Sie werden mir denselben nennen.«

»Ach leider hat die Arme keinen Namen für mich — sie kennt den ihrigen selbst nicht — sie ist wahnsinnig.«

»Aber sie lebt doch und Sie können sie wiederfinden?«

»Allerdings.«

»Wo ist sie?«

»In der Salpetrière.«

René von Rieux stieß einen dumpfen Schrei aus und stürzte wie vom Blitz getroffen auf den Fußteppich nieder.

Siebentes Capitel.

In welchem bewiesen wird, wie gut es ist, der Freund eines Günstlings zu sein.

Erfüllt von Erstaunen und Schmerz über die unerwartete Ohnmacht des Marquis beeilte Doyen sich, ihm jeden Beistand angedeihen zu lassen, der ihn wieder zu sich selbst bringen konnte.

Nach Verlauf von einigen Secunden schlug René die Augen auf, richtete sich in dem Sessel, auf welchen der Künstler ihn gehoben, empor und sein erster Blick war wieder jenem wunderbaren Gemälde zugewendet, welches ihm das treue Bild Jane's darbot, so wie Perine es ihm beschrieben, bleich, von Leiden gebrochen und der Vernunft beraubt.

In demselben Augenblick erwachte in ihm auch die Erinnerung an die von Doyen gesprochenen letzten Worte und ein grausames Gefühl, gleich dem, welches ihn zu Boden geschmettert, durchzuckte ihm das Herz.

Diesmal aber hatte er die Kraft, Widerstand zu leisten, und sogar ein flüchtiger Strahl der Freude ver-

klärte sein Gesicht, denn mit seinem unermeßlichen Schmerz mischte sich auch eine unermeßliche Hoffnung.

»In der Salpetrière!« stammelte er so leise, daß der Maler selbst ihn nicht hören konnte; »die Tochter der Simeuse in der Salpetrière! — Soll ich sie an einem solchen Orte wiederfinden! Aber wie tief auch der Abgrund sei, Gott gibt sie mir wieder — er sei gelobt!«

Doyen ergriff die Hand des Marquis.

»Mein Freund,« sagte er zu ihm, »ich habe Ihnen wehegethan, ohne es zu wissen oder es zu wollen — ich bitte Sie um Verzeihung.«

»An mir ist es, mich bei Ihnen wegen einer eines Mannes unwürdigen Schwäche zu entschuldigen,« entgegnete der Marquis. »Aber mein Freund, der plötzliche Anblick dieses bewunderungswürdigen Gemäldes äußerte auf meine Seele und mein ganzes Sein eine mächtige, unwiderstehliche Wirkung — «

»O, ich verstehe Sie, ich verstehe Sie,« rief der Künstler lebhaft, »Sie schienen plötzlich die Person wiederzusehen, welche Sie verloren haben — welche Sie beweinen — welche Sie niemals vergessen werden.«

»Sie sprechen die Wahrheit,« murmelte der Marquis, es war mir in der That, als sähe ich sie.«

»Nicht wahr, eine solche Aehnlichkeit ist sehr seltsam?« fuhr Doyen fort; »ebenso wie Sie fühlte ich mich tief ergriffen, als mich der Zufall dieser unglücklichen Wahnsinnigen gegenüberführte, die der edlen Jungfrau gleicht, welche der Tod Ihnen geraubt hat.«

René sah den Maler erstaunt an, aber sofort erwachte in ihm die Erinnerung wieder und er sagte bei sich selbst:

»Ich entsinne mich — er glaubt, sie sei todt — er weiß nicht — er darf auch niemals wissen.«

Jane von Simeuse war nicht Schuld an ihrem Unglück, und das Unglück kann niemals entehren, nichtsdestoweniger aber ist es uns leicht begreiflich, daß der Marquis innig wünschte, die furchtbaren Prüfungen, welchen seine Verlobte unterworfen gewesen, in undurchdringliches Dunkel zu hüllen.

Wieder vollständig Herr seiner selbst geworden und die Nothwendigkeit begreifend, den Maler nicht auf Muthmaßungen, die sich weiter entwickelt haben würden, kommen zu lassen, gebot er seiner Unruhe Schweigen und hob in einem Tone, welchen er ruhig zu machen bemüht war, wieder an:

»Legen Sie das, was soeben geschehen, nur Ihrem außergewöhnlichen Talent zur Last, lieber Freund. Die Zauberkraft Ihres Pinsels ist so groß, daß sie die Erscheinung der Person, welche mein Leben war, auf zu lebhafte Weise meinen Augen vorgeführt hat. — Es kam mir vor, als wäre sie da in meiner Nähe, lebendig und bereit, mir die Arme entgegenzustrecken. — Ach, die Täuschung ist entflohen — der Traum ist zerronnen und von dieser zu kurzen Erscheinung bleibt nichts weiter übrig, als ein Meisterwerk.«

»Ach, lieber Marquis,« rief Doyen, »nennen Sie nicht ein Meisterwerk, was in der That weiter nichts ist, als eine glückliche Studie.«

»Eine Studie!« rief René, dessen Lippen zitterten und dessen Herz gewaltig klopfte, fort, »also dieses so schöne und so unglückliche Wesen hat Ihnen gesessen?«

»Ja, zwei ganze Tage in dem Costüm und in der Haltung, wie Sie sie hier sehen und ohne auch nur zu wissen, daß sie saß. — Nur ihr Körper war gegenwärtig — die arme abwesende Seele irrte in den Räumen des Wahnsinns umher und ihr rührender Blick wendete sich ununterbrochen dem Himmel zu, den sie vielleicht nicht sah.«

»Aber haben Sie diese Züge von wahrhaft engelgleicher Reinheit nicht idealisirt?«

»Ich habe nichts idealisirt, mein Freund — ich habe buchstäblich copirt; ich könnte sogar hinzufügen, ich habe sclavisch copirt. Das einzige Verdienst dieses Gemäldes ist — die Genauigkeit. Die Leinwand, welche Sie hier vor Augen haben, gibt das Gesicht meines Modells mit derselben Treue wieder wie ein Spiegel.«

»Und Sie sagen, Sie haben diesen von der Hand des Himmels so schwer heimgesuchten Engel in der Salpetrière getroffen?«

»Ja, in diesem furchtbaren Hause. — Die Arme, deren wahren Namen man, wie ich Ihnen nochmals bemerke, nicht kennt, ist unter Nummer 913 der ersten Abtheilung eingetragen.«

Ein eisiger Schauer ging René durch Nerven und Muskeln, ein kalter Schweiß benetzte die Wurzeln seines Haares. Jane von Simeuse hatte keinen Namen mehr — Jane von Simeuse ward in dem Personalregister des entsetzlichen unheimlichen Hospitals mit einer Nummer bezeichnet. Es war unglaublich. Hätte wohl der gräßlichste, unsinnigste aller Träume sich jemals zu einer solchen Höhe phantastischer Unwahrscheinlichkeit versteigen können?

Der Marquis fuhr indessen fort:

»Seit wann ist diese Unglückliche in der Salpetrière?«

»Diese Frage kann ich Ihnen nicht mit voller Bestimmtheit beantworten. Ich kann Ihnen blos sagen, daß ihre Aufnahme in das Hospital erst vor einigen Wochen erfolgt ist.«

»Wo ist sie her?«

»Das weiß man nicht. Eine Polizeipatrouille fand sie des Nachts in einer Spelunke, wo Banditen aller Art, Mörder und Diebe sich zu versammeln pflegten.«

René fühlte, daß er abermals einer Ohnmacht nahe war. Einen Augenblick lang beobachtete er Schweigen, denn es fehlte ihm an Kraft, zu sprechen. Endlich stammelte er:

»Wie furchtbar auch die Qual sei, welche es mir ohne Zweifel bereiten wird, so will ich doch diese Unglückliche sehen. Ja, selbst wenn das reinste Blut meines Herzens durch meine weitklaffenden Wunden entströmen sollte, ich will sie sehen.«

»Sie wollen in die Salpetrière gehen?« rief Doyen.

»Ja.«

»Aber das Schauspiel, das Sie dort erwartet, ist ein entsetzliches.«

»Was kommt darauf an? — Sie sind ja auch nicht vor diesem Schauspiel zurückgewichen.«

»Ich — das ist etwas Anderes. Ich bin Künstler und hoffte ein Modell in dieser Hölle zu finden. Was aber wollen Sie dort suchen, mein lieber Marquis? Was würden Sie mit sich davontragen? — Unermeßlichen Ekel — bittern Schmerz. Wozu das?«

René schüttelte den Kopf.

»Was Sie auch sagen mögen, mein Freund — ich gehe hin!« sagte er in einem entschlossenen Tone, der keinen Widerspruch zuließ. »Sagen Sie mir blos, ob es leicht ist, in diese Hölle, wie Sie es nennen, zu gelangen.«

»Es ist nicht blos schwierig, sondern ganz unmöglich, dafern Sie nicht im Besitz einer speciellen Autorisation sind.«

»Bei wem hat man um diese Autorisation nachzusuchen?«

»Bei dem Director. Ich glaube aber, es wird mir möglich sein, Ihnen jeden beschwerlichen Schritt in dieser Beziehung zu ersparen.«

»Wie so? — Sprechen Sie.«

»Ich erfreue mich bei dem Monarchen dieses gespenstischen Königreichs des Wahnsinns und der Tobsucht einigen Ansehens. Ich hoffe, daß schon meine Gegenwart alle entgegenstehenden Bestimmungen beseitigen wird, und da Sie unwiderruflich entschlossen sind, die Schwelle der Salpetrière zu überschreiten, so werde ich Sie begleiten.«

»Dank für dieses Anerbieten, mein Freund!« entgegnete Herr von Rieux; »Dank, tausend Dank.«

»Sie nehmen es an?«

»Nein, ich lehne es ab.«

»Warum?«

»Es wäre mir schwer, es Ihnen besser und deutlicher zu erklären, als wenn ich zu Ihnen sage: Bei mir ist der Schmerz verschämt. Ich will allein sein, wenn ich leide.«

»Gut, es sei, mein Freund, Sie sollen allein sein. Was meine Gegenwart thun würde, wird ohne Zweifel

auch ein Brief ausrichten — ich werde Ihnen daher einige Zeilen mitgeben, die Ihnen Zutritt verschaffen sollen.«

»O, dies nehme ich mit herzlichem Dank an und ich bitte Sie um diesen kostbaren Brief, vor welchem die Thore sich öffnen werden.«

»Wann brauchen Sie ihn?«

»Sofort.«

»Gedenken Sie sich schon morgen seiner zu bedienen?«

»Ich gedenke mich seiner noch heute zu bedienen — ehe eine Stunde vergeht, bin ich in der Salpetrière.«

Doyen lenkte, ohne eine weitere Frage an René zu richten, seine Schritte nach einem kleinen antiken Tisch, auf welchem Schreibmaterialien lagen, und begann rasch zu schreiben.

René unterbrach ihn.

»Mein Freund,« sagte er zu ihm, »noch eine Bitte.«

Doyen drehte sich herum und wartete.

»Erwähnen Sie in diesem Billet nicht meinen Namen, wenn ich bitten darf,« fuhr der Marquis fort.

»Wie soll ich Sie dann aber bezeichnen?« fragte der Maler.

»Bezeichnen Sie mich mit den Worten: »Ein mir befreundeter Edelmann.« Wenn Sie dies sagen, sagen Sie blos die Wahrheit.«

Doyen begann wieder zu schreiben und nach Verlauf von wenigen Augenblicken reichte er dem Marquis einen Brief von zehn Zeilen, an den Director gerichtet. Dieser Brief mit der Unterschrift des Günstlings der Günstlingin mußte unfehlbar die Wirkung des »Sesam, öffne Dich!« der orientalischen Märchen äußern. In diesem Billet ver-

langte der Künstler für einen ihm befreundeten Cavalier die Autorisation, ungehindert und zu jeder Stunde die Höfe und die Zellen der Salpetrière besuchen zu dürfen.

»Nochmals Dank — Dank und Lebewohl,« rief der Marquis, nachdem er sich des Stückes Papier, welches sein Schicksal in sich faßte, mit fieberhafter Gier bemächtiget; »oder vielmehr nicht Lebewohl, sondern auf Wiedersehen, denn ich werde wiederkommen — ich werde bald wiederkommen, um Ihnen nochmals zu danken.«

Nachdem er Doyen hierauf nochmals die Hand gedrückt, durchschritt er rasch das Atelier, eilte wie ein Orcan die Treppe hinab, warf sich auf eines der Pferde, welche ihn im Hofe erwarteten, und schlug im Galopp durch die von Menschen wimmelnden Straßen den Weg nach dem Boulevard de l'Hopital ein — auf die Gefahr hin, zwanzig Personen über den Haufen zu reiten. Zum Glück erreichte er mit Hilfe des Zufalls oder Gottes das Ziel, ohne während dieses wahnsinnigen Rittes auch nur den mindesten Schaden angerichtet zu haben.

In dem Augenblicke, wo er vor dem hohen, breiten Thore, welches noch gegenwärtig das Gepräge der Vergangenheit trägt, abstieg, bemerkte er, daß er allein war, und daß sein Diener ihm nicht hatte folgen können. Aber was kümmerte ihn diese Kleinigkeit?

Ein Eckensteher stand in der Nähe. Der Marquis warf ihm den Zügel seines von Schweiß und Schaum bedeckten Pferdes zu, dann hob er den metallenen Thürhammer und ließ ihn wieder fallen.

Sofort öffnete sich die innerhalb der großen Thür an-

gebrachte kleinere und der Thorwärter erschien auf der Schwelle, um seiner Instruction gemäß zu verfahren.

»Was wollen Sie, mein Herr?« fragte er.

René drückte ihm einen Louisd'or in die Hand und sagte:

»Hier ist ein Brief von Herrn Doyen an den Director — ich bitte Euch, diesen Brief sofort hineinzutragen — ich will warten.«

Der Name Doyen's war, wie wir wissen, in der Salpetrière außerordentlich beliebt. Ueberdies verdiente und erhielt auch der Louisd'or seine gebührende Beachtung.

Der Thorwärter führte deshalb den Marquis in ein kleines, an das Zimmer des Hausschreibers stoßendes Gemach und ging schnell zu dem Director hinauf.

Dieser Letztere ließ sofort antworten, daß er es als eine Ehre und Pflicht betrachten würde, den geehrten Besucher selbst zu begleiten, unglücklicherweise aber durch einen Gichtanfall an seinen Armstuhl gefesselt, könne er nichts weiter thun, als sein ganzes Personal zu den Befehlen des Freundes des Herrn Doyen stellen, was er denn auch mit der größten Bereitwilligkeit thäte.

Demzufolge entfernte sich der Thorwärter, um einen der Wächter zu benachrichtigen, daß ein fremder Herr überall, wohin derselbe wünsche, herumzuführen sei, und setzte hinzu:

»Ganz gewiß ist es ein Fürst incognito — darauf stehe ich. Er hat mir blos für Bestellung eines Briefes einen Louisd'or von vierundzwanzig Livres gegeben. Ganz gewiß füllt er alle deine Taschen mit Gold.«

Man kann denken, daß der Wächter sich beeilte, den ihm ertheilten Auftrag zu übernehmen.

René, der von unbeschreiblicher Ungeduld, von unerklärlicher Angst, ja von einem förmlichen Delirium gefoltert ward, dankte Gott, daß ein zufälliger Umstand ihn von dem Director befreite, dessen unvermeidliche Gegenwart für ihn eine wahrhafte und unerträgliche Qual gewesen wäre. Der Director war eine Respectsperson und er hätte folglich mit ihm sprechen, ihn anhören und ihm antworten müssen.

Ein Wächter dagegen war so gut wie Niemand. In seiner Eigenschaft als Unterofficiant respectirte er ohne Zweifel das Schweigen und die Gemüthsbewegung dessen, den er beauftragt war, durch die Labyrinthe des unheimlichen Hauses hindurch zu lootsen.

»Ich folge Euch, mein Freund,« sagte René zu ihm. »Führt mich rasch.«

»Wohin wünschen Sie zunächst, mein Herr?« fragte der Wächter mit ehrerbietigem Gruß.

»In die erste Abtheilung,« antwortete der Marquis.

Achtes Capitel.

Jane und René.

René von Rieux ging, während der Wächter ihm voranschritt, wie ein Trunkener oder wie ein Nachtwandler, das heißt auf vollkommen mechanische Weise und ohne sich seiner Bewegungen bewußt zu sein. Wolken schwebten vor seinen Augen — ein seltsames Murmeln summte in seinen Ohren — sein Herz pochte immer schneller und seine Gemüthsbewegung oder vielmehr seine gänzliche moralische

Vernichtung ließ sich nur mit der des schuldig oder unschuldig Angeklagten vergleichen, der von seinen Hütern vor die Richter geführt wird, welche sich lange mit einander berathen haben und nun im Begriffe stehen, sein Todesurtheil oder seine Freilassung auszusprechen.

»Ich werde sie sehen!« sagte er bei sich, ohne beinahe selbst an die Worte zu glauben, welche er leise aussprach, dann hob er sofort wieder an:

»Doch nein, es ist unmöglich — ich werde Jane in dieser Welt nicht wieder sehen — ich träume, und ich werde erwachen.«

Der Wächter blieb vor der schmalen und niedrigen Thür des Hofes der ersten Abtheilung stehen.

»Wir sind zur Stelle,« sagte er, indem er aus seiner Tasche einen Bund Schlüssel zog, von welchen jeder einzelne mit einer Nummer versehen war. Er wählte einen davon, steckte ihn in das Schloß und öffnete die Thür, indem er hinzufügte: »Treten Sie ein, mein Herr.«

Dieses Stehenbleiben und diese wenigen Worte riefen den Marquis zum Gefühle der Wirklichkeit zurück. Er überschritt die Schwelle und sah sich in dem Hofe.

Wir wollen nicht den Anblick beschreiben, der sich ihm hier darbot. Unsere Leser kennen bereits dieses traurige Schauspiel. Tabareau thronte wilder und dem Mitleide unzugänglicher als je wie gewöhnlich in der Mitte der scheußlichen und bejammernswerthen Geschöpfe, welche beim Tone seiner Stimme erbebten und vor seiner drohenden Peitsche in dem Staube krochen.

Das Ungeheuer kam dem Marquis und dem Wächter entgegen. Jeder Besuch erlaubte ihm ein mehr oder weni-

ger freigebiges Geschenk zu hoffen. Sein Bulldoggengesicht verlor daher für einen Augenblick den blutdürstigen, grausamen Ausdruck, den es gewöhnlich zeigte, und seine dicken Lippen verzehrten sich zu einem scheußlichen Lächeln.

»Ohne Zweifel wünschen Sie meine Abtheilung zu sehen, nicht wahr, mein Herr?« fragte er René.

Der Marquis antwortete durch eine bejahende Bewegung des Kopfes. Die Kehle war ihm wie zusammengeschnürt, so daß es ihm nicht möglich war, auch nur ein einziges Wort auszusprechen.

Der Wächter näherte sich Tabareau und flüsterte ihm ins Ohr:

»Es ist ein Fürst, der incognito reist. Er ist freigebig wie ein König. Ihr versteht mich schon —«

»Ja wohl, ja wohl,« murmelte der Aufseher.

Sehr begierig, die handgreiflichen Beweise dieser ihm gerühmten Freigebigkeit zu verdienen und zu empfangen, begann er sofort dem Marquis eine Menge komischer, uninteressanter Mittheilungen über die Sitten und Gebräuche der Salpetrière mit der ganzen lästigen Beredsamkeit und Geschwätzigkeit eines Cicerone von Profession zu machen.

Einige Secunden lang hörte René, dessen Gedanken anderwärts weilten, dieses Geschwätz an, ohne darauf zu achten; endlich aber machte er, des eintönigen Gemurmels dieser rauhen Stimme überdrüssig, eine Bewegung der Ungeduld und entfernte sich, indem er Tabareau durch eine gebieterische Geberde bedeutete, ihm nicht zu folgen. Der Aufseher gehorchte, obschon mit offenkundiger Unzufriedenheit.

»Ob dieser junge Mensch wirklich ein Fürst ist, weiß

ich nicht,« murrte er, »wohl aber weiß ich, daß er ein Mensch ist, der keine Lebensart kennt. Mit welchem Recht erlaubt er sich, mir gegenüber eine so gebieterische Miene anzunehmen? Hält er mich vielleicht für seinen Kammerdiener? — Glaubt er hier zu Hause zu sein?«

»Diese großen Herren sind alle so,« entgegnete der Wächter. »Was verschlägt Euch aber sein Stolz, Freund Tabareau, dafern er nur eine freigebige Hand und eine reichgefüllte Tasche besitzt?«

Dies war einleuchtend. Der Aufseher gestand es sich selbst und dieser Gedanke erheiterte ihn wieder.

René begann mittlerweile, vor Angst fast ebenso wie vor Hoffnung fast des Bewußtseins beraubt, mit langsamem, unsicherem Schritt den Hof zu durchwandeln und seine unruhigen Blicke befragten die traurigen oder verzerrten, wüthenden oder verzweifelten Physiognomien einer jeden der Wahnsinnigen, die ihm in den Weg kamen.

Diese Unglücklichen schleuderten, kaum durch die Anwesenheit Tabareau's im Zaume gehalten, dem Fremden wüthende Blicke zu, drohten ihm mit den Fäusten und verfolgten ihn mit dumpfen, gräßlichen Verwünschungen.

René durchschritt ungefähr zwei Dritttheile des Hofes, ohne ihr begegnet zu sein, welche er suchte.

Endlich in dem Augenblicke, wo er an den von der Thür des Hofes am weitesten entfernten Winkel kam, gewahrte er in diesem eine junge, zusammengeduckte Gestalt. Sie hielt beide Ellbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht mit den Händen bedeckt.

René konnte das Gesicht dieser Gestalt nicht sehen und dennoch hörte sein Herz auf zu schlagen. Er zweifelte

oder zögerte keine Minute, keine Secunde. Seine Ueberzeugung war eine sofortige und absolute. Er sagte bei sich selbst:

»Da ist sie — sie ist es!«

Und er hob seine Blicke und seine Seele zum Himmel empor, um Gott zu danken, der ihm erlaubte, Jane wiederzufinden, und der ihm die so lange, so vollständig verlorene Hoffnung wiedergab.

Nach diesem inbrünstigen Dankgebet fühlte er sich plötzlich neu belebt, gleich dem Wanderer, dessen Müdigkeit verschwindet, wenn das Ziel seiner Wanderung sichtbar wird.

Mit wieder fest und sicher gewordenem Schritt lenkte der Marquis seine Schritte nach der jungen Frauengestalt und blieb erst stehen, als er nahe genug war, um sie mit ausgestreckter Hand zu berühren.

Die Wahnsinnige schien die Nähe eines Fremden gar nicht zu bemerken. Sie richtete nicht den Kopf empor und machte keine Bewegung.

Es vergingen einige Secunden. René's beklommene Brust hob sich heftig und seine Augen füllten sich mit Thränen.

»Jane,« stammelte er sodann mit schwacher, gebrochener Stimme, »Jane, meine inniggeliebte Jane, höre mich — sieh mich an.«

Die beinahe durchsichtigen Hände der Jungfrau trennten sich langsam. Ihre gesenkte Stirn hob sich und ihr marmorbleiches Gesicht, dessen krankhafte Blässe ihm einen erhabeneren Ausdruck verlieh als je, zeigte sich den entsetzten Blicken des Marquis.

Ihre trüben, ausdruckslosen Augen, in welchen der

Lebensfunke im Begriff zu stehen schien zu erlöschen, hefteten sich auf die Augen René's, aber keine Muskel ihres Gesichts zuckte. Ihre Züge bewahrten dieselbe unheimliche Starrheit.

Es war augenscheinlich, daß ein unbestimmtes, gleichgiltiges Murmeln ihr Ohr berührt — daß sie die Stimme, welche sie anredete, nicht erkannt — daß sie die von dieser Stimme ausgesprochenen Worte nicht gehört oder nicht verstanden hatte.

René's Herz ward von unaussprechlicher Angst ergriffen. Hätte er sich der Leiche seiner Verlobten gegenüber gesehen, so hätte sein Schmerz nicht größer sein können. Allerdings beseelte noch ein Rest von Leben diesen jungfräulichen Körper, aber leider, Seele und Vernunft waren beide ertödtet!

»Jane, liebe Jane,« fuhr der Marquis, sich zu ihr herabneigend, fort, »erwache aus diesem entsetzlichen Traume, der Dich verzehrt. Gott hat sich Deiner erbarmt! — Alle deine Schmerzen, alle deine Leiden sind ihrem Ende nahe. Ich bin bei Dir — ich, der ich niemals aufgehört Dich zu lieben — ich, der ich mein Leben für Dich lassen würde. Willst Du nicht den Freund deiner Kindheit wiedererkennen — deinen Verlobten — deinen Bräutigam — deinen René — ihn, der Dich deiner Mutter und dem Glück zurückgeben wird?«

Fräulein von Simeuse zuckte leicht zusammen.

Einige der letzten von dem Marquis gesprochenen Worte hatten ihr Ohr deutlich getroffen und eine Saite nicht ihres Verstandes, wohl aber ihrer Erinnerung berührt.

Seit vielen Tagen — seit den ihr von Tabareau zu-

gefügten Martern — hüllte Jane sich in unbedingtes Schweigen. — Kein Wort, keine Klage, kein Aechzen entschlüpfte ihrem hartnäckig geschlossenen Munde. Sie schien den Gebrauch der Sprache verloren zu haben.

In diesem Augenblicke öffneten sich ihre Lippen und wie ein Kind, welches die ersten Töne einer unbekannten Sprache stammelt, lispelte sie:

»René — meine Mutter.«

Der Marquis war nur durch die äußerste Selbstbeherrschung im Stande, einen Freudenruf zu unterdrücken. Uebertriebene Hoffnung trat ohne Uebergang an die Stelle der zermalmenden Entmuthigung. Er wußte nicht, daß Jane in ihrem Wahnsinn schon oft die Worte gesprochen, die er so eben gehört. Er glaubte, es durchzucke ein Strahl plötzlicher Vernunft das umnachtete Gemüth der Armen — er sagte sich, daß nur seine Gegenwart dieses Wunder bewirkt habe.

Leider dauerte diese Illusion nicht lange. Jane versank wieder in ihr Schweigen und in ihre geistige Vernichtung. Sie schien die Worte, welche René an sie richtete, nicht mehr zu hören — sie machte mit augenscheinlicher Furcht ihre Hand los, welche er gefaßt und die er eisiger fand als die einer Todten — dann ließ sie das Haupt auf die Brust herabsinken und ward wieder einer bleichen, kalten Bildsäule ähnlich.

René schlug sich mit verzweiflungsvoller Geberde auf die Stirne.

»O Perine, Perine!« sagte er bei sich selbst, »wie wirst Du dieses nichtswürdige Verbrechen, welches Du

begangen, wieder gut machen? Wie wirst Du das Versprechen halten können, welches Du mir gegeben?«

Er warf auf Jane einen letzten Blick, in welchem sich alle Qualen seines Geistes aussprachen. Er trocknete sich die Thränen, welche sein Gesicht überfluteten, und dann, nachdem er gestammelt: »Auf Wiedersehen, Jane — auf Wiedersehen!« lenkte er seine Schritte rasch nach der Stelle, wo Tabareau und der Wächter ihn erwarteten.

»Gehen wir,« sagte er zu letzterem.

»Wie, Sie wollen schon wieder fort, mein Herr?« rief Tabareau. »Sie haben ja noch gar nichts gesehen?«

»Was ich gesehen habe, genügt mir,« antwortete René.

»Ich kann Ihnen auch noch die Zellen zeigen, die manches Merkwürdige darbieten,« fuhr der Aufseher in dem gewinnendsten Tone fort. »Sie werden dort die beiden Wahnsinnigen sehen, welche vor vierzehn Tagen ein halbes Dutzend wackerer Leute erwürgt haben. Ich werde in die Zellen hineingehen und Ihnen zeigen, auf welche Weise wir diese Creaturen zu züchtigen wissen. Wir zeigen das nicht Jedermann — das können Sie mir auf's Wort glauben.«

Der Marquis machte eine Geberde des Widerwillens.

»Ein solches Schauspiel hat für mich nichts Verlockendes,« antwortete er. »Gehen wir. Vorher aber nehmt das da,« setzte er hinzu, indem er ein Goldstück aus der Tasche nahm und in die breite, behaarte Hand des Aufsehers fallen ließ.

Dieser verneigte sich bis zur Erde und bestand weiter nicht darauf, Herrn von Rieux in die Zellen zu führen.

Da der Zuschauer seinen Platz bezahlt hatte, so hielt er es fortan für überflüssig, ihm das Schauspiel vorzuführen.

René und der Wächter verließen den Hof. Ersterem war es zu Muthe, als ob sein Hirn in Flammen stünde, und ein hitziges Fieber jagte ihm das Blut siedend durch die Adern.

»Wollen Sie nun die folgenden Abtheilungen in Augenschein nehmen?« fragte ihn sein Führer.

»Nein,« murmelte der Marquis, »ich werde die Salpetrière sofort verlassen. Ich wünsche mich hinweg von hier.«

In der That hatte René nur noch ein Ziel und einen Wunsch. Dieser war, wieder in Perinens Nähe zu sein und ihr zuzurufen:

»Jane von Simeuse ist wiedergefunden! An Euch ist es nun, zu handeln! An Euch ist es, die Vergangenheit zu verwischen — an Euch ist es, Gottes Verzeihung und die meinige zu erwerben.«

Er belohnte den Wächter mit jener Freigebigkeit, von welcher er bereits eine zweifache Probe gegeben, suchte sein Pferd auf, welches der Eckensteher an der äußern Thür für ihn bereit hielt, schwang sich in den Sattel, stieß dem feurigen Thiere die Sporen in die Flanken und ließ es wieder die Straßen von Paris mit jenem wüthenden Galopp durchrasen, in welchem er von dem Hotel des Malers nach der Salpetrière geritten war.

Einige Schritte von dem von ihm in der Umgebung des Parkes von Monceaux gemietheten kleinen Hause traf er seinen Kammerdiener, der, da er nicht im Stande gewesen war, der Spur seines Herrn in dem Netz der unent-

wirrbaren Gassen des Faubourg Saint-Marceau zu folgen, klüglich zu dem Entschluß gekommen war, nach seiner Wohnung zurückzureiten und ihn dort zu erwarten.

René stieg ab und durchschritt rasch die Lindenallee, welche nach dem kleinen Hause führte.

Er ging in die erste Etage hinauf und öffnete die Thür des Zimmers, in welchem die Goule ihn erwarten sollte.

Dieses Zimmer war leer.

»Wo kann Perine sein?« fragte er sich mit erwachender Unruhe, »und wie kommt es, daß sie nicht da ist, um mich zu empfangen?«

Er verließ das Zimmer, neigte sich über das Treppengeländer und rief mit lauter Stimme.

Niemand antwortete.

Er öffnete ein Fenster und schaute in den Garten hinunter. Der Garten war eben so leer wie das Zimmer.

Ein furchtbarer Gedanke erwachte in René.

»Perine hat gelogen,« sagte er bei sich selbst. »Sie fühlt ihre Ohnmacht. Sie verläßt mich — sie verräth mich und Jane ist für mich auf immer verloren, weil sie wahnsinnig bleiben wird.«

Kaum hatte er diese verzweifelten Worte gesprochen, so fielen seine Augen auf ein in Briefform zusammengefaltetes Papier, welches in sehr in die Augen fallender Weise auf die höchste Stufe der Treppe gelegt worden und welches zu bemerken, er blos von seiner gewaltigen Gemüthsaufregung bis jetzt abgehalten worden.

Er ergriff dieses Papier, welches seinen Namen trug. Er schlug es auseinander und überflog die folgenden Zei-

len, welche seine bangen Befürchtungen zum Theil zerstreuten und seine Unruhe beschwichtigten:

»Meine Abwesenheit darf Sie nicht beunruhigen, Herr Marquis. Während Sie sich dem Ziele nähern, welches wir Beide erreichen wollen, gehe ich aus, um an unserer gemeinsamen Rache zu arbeiten.

»Möge Gott in seiner Gerechtigkeit und Güte uns Eins wie das Andere mit glücklichem Erfolg segnen.

»Wie dem jedoch auch sein möge, so werde ich jedenfalls vor Einbruch der Nacht zurückgekehrt sein.

»Perine.«

Neuntes Capitel.

Der Plan der Goule.

Zwei Stunden vergingen — zwei Stunden so lang wie Jahre.

Die Nacht war eingebrochen und René ward von Ungeduld und Unruhe verzehrt.

Endlich ertönte die Klingel. Die in den Garten führende graue Thür des kleines Hauses ward geöffnet und nach Verlauf von einigen Secunden hörte man den raschen kurzen Tritt der Goule auf der Treppe.

»Herr Marquis,« sagte die ehemalige Herrin des Rothen Hauses, indem sie in das Zimmer trat, worin René sie erwartete, »ich habe meinen Tag gut angewendet. Ich bringe wichtige Nachrichten.«

»Aber gewiß nicht so wichtige, wie die meinigen sind.«

»In der That,« murmelte Perine, »Ihr Blick funkelt und Sie scheinen aufgeregt wie ein Mensch, den das Fieber verzehrt. Was gibt es? Was haben Sie erfahren?«

»Ich habe euer Opfer aufgefunden,« antwortete Herr von Rieux in bitterem Tone.

»Jane von Simeuse!« rief die Goule mit tiefem und aufrichtigem Ausdruck von Freude. »Ha, der Himmel sei dafür gepriesen! Wo ist sie, Herr Marquis, wo ist sie?«

»In jener Hölle, wo der Wahnsinn als ein Verbrechen bestraft wird — in der Salpetrière.«

Perine stieß ein dumpfes Aechzen aus und schlug sich auf die Brust.

»Herr, mein Gott!« stammelte sie, »dahin also hat mein Verbrechen diese Unglückliche gebracht! — Edle Märtyrin! Wird sie mir das Böse, was ich ihr zugefügt, jemals verzeihen?«

»Sie wird Euch verzeihen, wenn Ihr die Vergangenheit wieder gut macht — sie wird Euch verzeihen, wenn Ihr sie rettet. Werdet Ihr sie retten?«

»Ich habe es Ihnen ja geschworen.«

»Dann werdet Ihr diesen gräßlichen Wahnsinn, welcher unheilbar zu sein scheint, zu heben wissen?«

»Einige Minuten werden mir genügen, um Jane's Geist wieder aufzuhellen. Ich habe Ihnen dies schon gesagt, und ich wiederhole es hiermit.«

»Aber ist es nicht eine falsche Hoffnung, die Ihr mir machet? Täuscht Ihr Euch nicht selbst? Wißt Ihr gewiß, daß Ihr nicht eine eitle Hoffnung für eine Wirklichkeit haltet?«

»Es handelt sich um eine Gewißheit, Herr Marquis,

und nicht um eine Hoffnung. In gewissen Fällen kann die Wissenschaft nicht täuschen, und die meinige ist untrüglich. Uebrigens verpfände ich Ihnen mein Leben für die Wahrheit meiner Worte. Tödten Sie mich, wenn ich lüge — zögern Sie nicht — stoßen Sie zu — Sie werden dann nur Gerechtigkeit üben.«

Perinens Ton war der einer so innigen Ueberzeugung, daß es jedem, der sie hörte, unmöglich war, noch einen Schatten von Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit zu hegen.

René fühlte sich überzeugt.

»Ich glaube Euch,« sagte er, »und ich fühle mich glücklich, Euch zu glauben. Was aber nützen Worte? Wir müssen handeln — wir müssen handeln ohne allen Verzug. Vor allen Dingen müssen wir Jane den Schrecknissen des gräßlichen Ortes entreißen, wo sie leidet, wo sie langsam hinstirbt.«

»Dies scheint mir nicht schwer zu sein,« antwortete Perine.

»Aber wie?«

»Sie sind ein vornehmer, reicher Mann, Sie sind mit den ersten Familien des Königreiches verwandt — folglich sind Sie mächtig. Bitten Sie Herrn von Sartine um einen Befehl, in welchem dem Director der Salpetrière aufgetragen wird, eine der Geisteskranken, die er in seiner Obhut hat, an Sie auszuliefern. Der Polizeilieutenant wird Ihnen einen Dienst dieser Art gewiß nicht verweigern.«

René schüttelte den Kopf.

»Eine solche Forderung werde ich nicht stellen,« sagte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen.

»Warum nicht?«

»Weil Herr von Sartine sicherlich den Beweggrund würde kennen wollen. Er würde mich befragen, und wenn er auch die scheinbare Discretion besäße, mich nicht auszufragen, so würde er wenigstens meine Schritte durch seine Untergebenen belauern lassen und auf diese Weise sehr bald die ganze Wahrheit erfahren.«

»Aber inwiefern kann Ihnen daran gelegen sein, dies zu verhindern?«

»Es ist mir sehr viel daran gelegen! Kein Mensch darf erfahren, daß Fräulein von Simeuse wahnsinnig gewesen ist, und ich würde bereit sein, für die Bewahrung eines solchen Geheimnisses die Hälfte meines Lebens hinzugeben. Nein, nein, ich will nicht, daß die Polizei sich in diese Angelegenheit mische. Jane zu retten und Kerjean zu stürzen, dies ist die doppelte Aufgabe, welcher wir allein genügen müssen.«

»Herr Marquis,« antwortete Perine, »ich verstehe Sie und ich würde hinzufügen, daß ich Ihre Ansicht billige, wenn meine Billigung von irgend welchem Gewicht für Sie sein könnte. — Handeln wir daher allein, und Gott möge uns beistehen. Haben Sie sich schon einen Plan vorgezeichnet? Haben Sie etwas beschlossen?«

»Man behauptet, ein goldener Schlüssel öffne alle Thore,« entgegnete René. »Ich bin reich und werde, wenn es sein muß, die Hälfte meines Vermögens daranwenden, um die Aufseher der Salpetrière zu bestechen und Jane's Freiheit von ihnen zu erkaufen.«

»Aber,« rief die Goule, »das ist kein gutes Mittel, um ein Geheimniß zu bewahren, auf welches Sie so viel Werth legen. Unter diesem Heere von untergeordneten

Officianten findet sich ohne Zweifel irgend ein doppelter Schurke, welcher sich beeilen wird, Sie zu verrathen, nachdem er vorher Ihr Gold eingesteckt. Man wird sich fragen, wer die Wahnsinnige ist, deren Freiheit ein unbekannter Cavalier so theuer bezahlen will, und die Wahrheit, welche Sie mit einem dichten Schatten umgeben wollen, wird an's volle Licht treten, abgesehen davon, daß Ihr Zweck nicht erreicht werden, sondern die Salpetrière ihre Gefangene behalten wird.«

»Aber,« murmelte René, »was sollen wir dann thun?«

Die Goule antwortete nicht sogleich. Sie ließ sich auf einen Stuhl niedersinken, bedeckte das Gesicht mit den Händen und versank in tiefes Nachdenken, welches René sich wohl hütete zu unterbrechen.

Endlich, nach einigen Minuten gänzlichen Schweigens, hob die ehemalige Herrin des Rothen Hauses wieder den Kopf empor, machte eine triumphirende Geberde und rief in freudigem Tone und mit lauter Stimme:

»Gott erleuchtet mich und Jane ist gerettet!«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte der Marquis rasch. »Sprecht um's Himmels willen — meine Ungeduld kennt keine Grenzen. Laßt mich nicht länger schmachten.«

»Nun so hören Sie mich an, Herr Marquis.«

Bald werden wir Perinen bei der Arbeit zeigen — bald werden wir sie für das Gute denselben Eifer, dieselbe wunderbare Geschicklichkeit entwickeln sehen, welche sie nur zu oft bewiesen, um das Gelingen ihrer teuflischen Unternehmungen herbeizuführen. Es wäre daher überflüssig, unsere Leser von dem gleichzeitig kühnen und einfachen

Plane zu unterrichten, welchen sie dem Marquis mit raschen und kurzen Worten vorlegte. Wir brauchen blos zu erwähnen, daß dieser Letztere, nachdem er die Goule angehört, keinen Augenblick an dem Erfolge zweifelte, sondern mit Enthusiasmus antwortete:

»Ihr hattet Recht, Perine! Jane wird gerettet werden — gerettet durch Euch. Und da Gott Euch auf diese Weise erleuchtet, so muß er Euch schon verziehen haben.«

»Um mein Werk richtig zu beginnen,« hob Perine wieder an, »bedarf ich aller Stunden der jetzt einbrechenden Nacht. Sie begreifen, Herr Marquis, daß eins der Zimmer dieses Hauses in ein Laboratorium verwandelt werden muß.«

»Würde Euch dieses hier passen?« fragte René.

»Ja wohl, vollkommen. Ich will ein Verzeichniß von allen den Gegenständen aufsetzen, welche ich bedarf. Geben Sie Ihrem Kammerdiener Befehl, daß er sich bereit halte, zu Pferde zu steigen, um nach Paris hineinzureiten und mir diese Gegenstände zu holen.«

»Ich werde selbst gehen.«

»Wozu? Es wäre Wahnsinn, wenn Sie sich in einem Augenblick, wo Ihr Leben so nothwendig ist, ohne Noth einer Gefahr aussetzen wollten. Bleiben Sie lieber hier, Herr Marquis.«

»Es sei,« antwortete René, »ich will eurem Rathe folgen und meinem Diener sagen, daß er sich fertig machen solle.«

Der Marquis verließ das Zimmer.

Seine Abwesenheit dauerte nur einige Minuten.

Als er wieder eintrat, war Perine so ziemlich mit dem Verzeichniß der mineralischen und vegetabilischen Substan-

zen, so wie der chemischen Geräthschaften fertig, deren sie bedurfte. Neben einem jeden dieser Gegenstände stand die Adresse des Kaufmanns, bei welchem er zu haben war.

»Der Diener sattelt schon sein Pferd und wird sich aufmachen, sobald Ihr es wünscht,« sagte der Marquis.

»Geben Sie ihm hier dieses Papier. Sagen Sie ihm, er solle sich dazuhalten und schärfen Sie ihm ein, diese Liste ja keinem der Droguisten, Apotheker und Kräuterhändler, mit welchen er zu thun haben wird, in die Hände zu geben. Sie enthält Formeln, welche sicherlich falsch verstanden werden würden und deren unverständige Anwendung gefährlich werden könnte.«

»Seid unbesorgt — eure Anordnung wird gewissenhaft befolgt werden.«

Perine war abermals allein.

Nach wenigen Augenblicken hörte sie die graue Thür sich in ihren Angeln drehen und die Hufschläge eines davongaloppirenden Pferdes.

René trat wieder ein.

»Er ist fort,« sagte er »Nun kann ich wohl fragen, worin die wichtigen Neuigkeiten bestehen, von welchen Ihr vorhin bei eurer Rückkunft spracht.«

»Vor der, welche Sie selbst mir mitzutheilen hatten, verschwinden sie vollständig,« entgegnete die Goule, »und ich hatte sie vergessen. Dennoch aber haben sie auch ihr Interesse. Bald können wir vielleicht von den durch mich erlangten Aufschlüssen unermeßlichen Nutzen ziehen.«

»Wie so?« fragte der Marquis.

»Zu jedem Tage und zu jeder Stunde, wo es Ihnen wünschenswerth erscheinen wird, Don Gusman in unseren

Händen zu haben, wird Don Gusman unser Gefangener sein.«

»Wer ist dieser Don Gusman?« fragte der Marquis erstaunt.

»Der Intendant des Teufelshotels — dieser angebliche Don Gusman ist aber niemand Anderer als Morales.«

»Morales!« wiederholte der Marquis. »Diesen Namen glaube ich jetzt zum ersten Male zu hören.«

»Wie, habe ich Ihnen noch nicht von dem Bruder Carmens, der Gitana, erzählt? — Es ist ein feiger Schurke, der sich vor Allem fürchtet, nur nicht vor dem Bösen. Dieser Bruder heißt Morales.«

»Und welchen Antheil hat dieser Bruder an dem an Jane von Simeuse begangenen Verbrechen genommen?«

»Morales läßt gern Andere handeln und handelt selbst sehr wenig. Im Augenblick der Gefahr weicht er zurück, in der Stunde des Erfolges aber verlangt er seinen Antheil. So hat er auch bei dem unheimlichen Drama, welches uns beschäftigt, nur die Rolle eines Statisten gespielt.«

»Dann möge er in Frieden ziehen und sich anderwärts hängen lassen. Warum sollen wir einen Schritt von unserem Wege abweichen, um dieses elende, harmlose Gewürm zu zertreten? Warum sollten wir uns seiner bemächtigen? Zu welchem Zwecke? Seine Gefangennehmung wäre überflüssig und wie wenig Mühe dieselbe uns auch machen würde, so wäre es dennoch schade darum.«

Perine machte eine heftig verneinende Geberde.

»Herr Marquis,« sagte sie, »erlauben Sie mir, Ihnen zu widersprechen. Sie fassen in diesem Augenblicke

blos eine einzige Seite der Frage in's Auge und ich will Ihnen die andere zeigen. Morales ist besser als Goldknopf und Dagobert in die Geheimnisse des Teufelshotels eingeweiht und wir werden ihn zu zwingen wissen, uns diese Geheimnisse zu offenbaren. Er wird auch selbst seine Schwester verrathen und wenn wir gegen sie eines entscheidenden Zeugen bedürfen, so werden wir diesen in ihm finden.«

»Ist es möglich?« rief René. »Sollte seine Verworfenheit und Feigheit wirklich so weit gehen?«

»Wenn Sie den Mann ebensogut kennten, wie ich ihn kenne, Herr Marquis, so würden Sie mir diese Frage nicht vorlegen.«

»Es sei, ich gebe zu, daß er uns von Nutzen sein kann. Aber dieser Morales, dieser elende Schurke, auf welche Weise und durch welches Mittel könnte er unser Gefangener werden?«

»Dieser Mensch hat alle Laster, ganz besonders aber wird er von der Leidenschaft des Spiels beherrscht. Heute habe ich erfahren, daß er sich jede Nacht in eine Spielhölle der Rue Saint-Jacques begibt. Die Wirthin dieser Spelunke ist mir bekannt. Gewisse Verirrungen ihrer Vergangenheit machen sie von mir abhängig, denn ich könnte sie durch ein einziges Wort in's Verderben stürzen. Sie ist es, die uns Morales in die Hände liefern wird.«

René gab keine Antwort. Dergleichen Mittel waren ihm im höchsten Grade zuwider, dennoch aber begriff er die unbedingte Nothwendigkeit, sie anzuwenden und seine verworfenen Feinde mit ihren eigenen Waffen zu bekäm-

pfen. Deshalb mußte er sich in die Gesetze dieser verhaßten Nothwendigkeit fügen.

Nach zweistündiger Abwesenheit kam der Kammerdiener aus der Stadt zurück und brachte alle von der Goule verlangten Gegenstände.

Ihrer ausgesprochenen Absicht gemäß verwandelte Perine nun das Zimmer, in welchem sie sich befand, in ein Laboratorium und machte sich sofort an's Werk.

Als der erste Schimmer des anbrechenden Tages den Horizont röthete, war sie mit ihrer geheimnißvollen Arbeit fertig.

Zehntes Capitel.

Die Ausführung beginnt.

Am nächstfolgenden Tage früh begaben sich der Marquis von Rieux und Perine in einem Miethwagen nach der Salpetrière. Perine trug ein ganz schwarzes Costüm, dessen Einfachheit die Kostbarkeit nicht ausschloß. Ein sehr dichter Schleier von schwarzen Spitzen verhüllte ihr Gesicht vollständig.

Es war — hatte Perine zu René gesagt — unumgänglich nothwendig, daß sie, ehe sie handelte, den Hof der ersten Abtheilung besichtige, und von der inneren Einrichtung dieses Theils des umfangreichen Hospitals genaue Kenntniß nähme.

In ihrer Trauerkleidung zeigte die Goule die gleich-

zeitig elegante und majestätische Haltung einer Frau von hohem Stande.

Der Thorwärter des Hospitals erkannte in Herrn von Rieux den reichen freigebigen Besucher vom vorigen Tage sofort wieder. Da in Bezug auf diesen das im Allgemeinen erlassene Verbot aufgehoben worden, so machte der Thorwärter durchaus keine Schwierigkeit, ihn mit seiner Begleiterin einzulassen, und hielt es nicht einmal für nöthig zu dem Director zu gehen und diesen um eine Autorisation zu bitten.

Ein Goldstück war seine sofortige Belohnung. Er suchte den Wächter auf, welchen wir schon dem Marquis als Cicerone haben dienen sehen und welcher sofort herbeigeeilt kam. Von ihm geführt, nahm der Marquis und die Goule den Weg nach der Abtheilung der unruhigen Geisteskranken und die Thür des Hofes öffnete sich ihnen.

Als die Goule vor Jane von Simeuse stand, deren bleiches sanftes Antlitz sie seit der furchtbaren Nacht der Feuersbrunst zum ersten Male wiedersah, begann sie an allen Gliedern zu zittern, Thränen entstürzten ihren Augen, sie fühlte eine heftige Aufregung, die beinahe mit der René's selbst zu vergleichen war. Sie beherrschte sich indessen sehr bald und widmete sich ganz der Prüfung und Umschau, wegen welcher sie gekommen war.

Wenige Secunden genügten ihr, um sie wahrnehmen zu lassen, daß die hohe Mauer, welche den Hof in ein Viereck von Quadersteinen einschloß, mit einer ihrer Seiten an jenes unbebaute Terrain stieß, auf welchem sich gegenwärtig der Rundeweg des äußeren Boulevards befindet. Von dem obern Rande dieser Mauer hatte sich wahrscheinlich

schon längst ein Stein abgelöst; in der dadurch entstandenen Lücke war ein Büschel Schmarotzergewächse hervorgesproßt und ließ seine durch den Winter verdorrten und ausgesogenen Halme im Winde hin und herschaukeln.

Perine näherte sich dem Aufseher und dem Wächter und gab ihnen den Wunsch zu erkennen, die Zellen im Erdgeschoß, so wie die im Souterrain zu besuchen; Tabareau stellte sich, wie wir wohl kaum erst zu sagen brauchen, ihr dienstfertig zur Verfügung.

Die Goule schien seine verworrenen, weitschweifigen Erklärungen nicht blos mit dem lebhaftesten Interesse anzuhören, sondern richtete auch eine Menge Fragen an ihn. Er beantwortete dieselben alle und bald hatte Perine Auskunft über Alles verlangt, was sie zu wissen wünschte.

Sie gab dann René einen Wink und sie verließen den Hof wieder.

Wie am Tage vorher erbot sich der Wächter, den Marquis auch in die anderen Abtheilungen des Hospitals zu führen, aber eben so wie am Tage vorher ward sein Anerbieten abgelehnt.

Anstatt sich sofort wieder nach dem Wagen zu begeben, der sie auf dem Boulevard de l'Hopital erwartete, besuchten Perine und René zu Fuße das unangebaute Terrain, von welchem wir so eben gesprochen, und schritten die Umfassungsmauer der Salpetrière entlang. Nachdem sie einige Minuten gegangen waren, sahen sie sich jenem vertrockneten Grasbüschel gegenüber, welches die Goule auf der Mauer des Hofes der ersten Abtheilung bemerkt.

»Gehen wir nicht noch weiter?« fragte René, als er sah, daß seine Begleiterin langsamer ging.

»Nein,« antwortete Perine, indem sie die Hand nach der Mauer ausstreckte. »Wir brauchen nicht weiter zu gehen, hier ist Fräulein von Simeuse; kaum einige Schritte trennen uns von ihr. Wenn sie spräche, so könnten wir sie hören.«

Gleichzeitig zog sie ein Stück rother Kreide aus der Tasche und machte ein Zeichen in Form eines Kreuzes auf die grauen Steine.

»Mit der Laterne,« fuhr sie fort, »werden Sie dieses Kreuz suchen und es ohne Mühe finden. Hier müssen Sie herkommen, und mich erwarten.«

»Heute noch?« murmelte René mit vor Bewegung halb erstickter Stimme.

»Ja, noch heute Abend, denn heute Abend wird vielleicht mein Unternehmen gelingen.«

»Gott erhöre Euch,« sagte René.

»In dem Augenblicke, wo die Uhr der Salpetrière die neunte Stunde schlägt, werden Sie hier sein,« fuhr die Goule fort. »Sie werden horchen und wenn Sie das verabredete Signal hören, keine Minute Zeit verlieren, um zu handeln.«

»Ha!« rief René, »Ihr wißt, daß ich ohne Zögern zehn Jahre meines Lebens geben würde, das Signal zu hören, welches uns sagen wird, daß wir triumphiren.«

»Ich weiß es, und hoffe, daß diese Freude Ihnen nicht so theuer zu stehen kommen wird. Ein Plan wie der meinige kann nicht scheitern und wir müssen die Partie gewinnen, wenn nicht der Satan selbst sich in's Spiel mischt. Haben Sie Vertrauen, Herr Marquis.«

»Ich habe Vertrauen, Perine; ich bitte Euch aber,

nicht zu vergessen, was Ihr mir versprochen — was Ihr mir geschworen habt.«

»Und was habe ich versprochen? was habe ich geschworen?«

»Daß Ihr kein neues Verbrechen begehen, und den Erfolg nicht um den Preis eines Mordes erkaufen wollt. Jane von Simeuse ist ein Engel des Himmels und kein Tropfen Blut darf um ihretwillen fließen.«

»Ha, das schwöre ich Ihnen!« entgegnete Perine. »Glauben Sie denn, daß ich den Gespenstern, welche mich schon umlagern, noch ein neues zugesellen wolle? Nein, nein, ich will meine nun reinen Hände nicht auf's Neue besudeln. Nicht der Tod, sondern nur die Freiheit soll mit mir die Schwelle der Salpetrière überschreiten. Gehen Sie, Herr Marquis, gehen Sie, und seien Sie ohne Furcht.«

»Müssen wir uns schon jetzt trennen?« fragte der Marquis.

»Sie wissen, daß ich hier bleiben muß. Der entscheidende Augenblick nahet.«

»Das ist wahr,« murmelte René. »Nun, so bleibt denn, und Gott behüte Euch.«

René machte eine Bewegung, um sich zu entfernen. Perine hielt ihn noch zurück.

»Herr Marquis,« sagte sie mit zitternder Stimme zu ihm, »ehe wir uns trennen, möchte ich Sie um eine Gunst bitten.«

»Um welche?«

»Reichen Sie mir Ihre Hand und erlauben Sie mir, auf diese redliche Hand meine Lippen zu drücken. Es soll

dies das Unterpfand der Verzeihung sein, und wenn ich dieses Unterpfand besitze, so wird es mir sein, als ob Gottes Schutz mir nicht fehlen könnte.«

René reichte, ohne etwas zu sagen, der Goule seine rechte Hand; sie drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf und ließ eine glühende Thräne darauffallen.

»Dank!« rief sie dann mit fieberhaftem Entzücken, »o Dank!«

René verließ sehr bewegt, aber ohne ein Wort zu sprechen, Perinen, und lenkte seine Schritte nach dem Wagen, der sofort rasch nach dem kleinen Hause in der Nähe des Parkes von Monceaux zurückfuhr.

Dort werden wir ihn bald wieder sehen.

Nicht ganz eine Stunde nachdem Perine und der Marquis sich getrennt, ward eine Frau, eine Art Bettlerin, in schmutzige Lumpen gekleidet und die sich in den Convulsionen eines entsetzlichen Anfalles von Tobsucht krümmte, von einigen mitleidigen Bewohnern der Nachbarschaft in der Nähe des Boulevard de l'Hopital aufgehoben und trotz ihres Widerstandes und Geschreis oder vielmehr ihres Geheuls, welches dem eines wilden Thieres glich, in die Salpetrière gebracht.

Das Gesicht dieser Frau war über und über mit gräßlichen Narben bedeckt, so daß man sie nicht ohne Schaudern und Entsetzen betrachten konnte.

Unsere Leser haben bereits die Goule erkannt.

Nachdem sie sich der Trauerkleider, welche ihre Lumpen bedeckten, entledigt, begann sie die kühne Rolle zu spielen, welche sie sich in dem furchtbaren Drama vorgezeichnet, dessen Entwicklung sie vorbereitete.

Der Director ward benachrichtigt, der diensthabende Arzt herbeigerufen. Beide untersuchten die Neuangekommene mit einem Widerwillen, der leicht zu begreifen ist — der Wahnsinn war offenkundig, augenscheinlich, unbestreitbar, eine Person mehr ward in das unheimliche Register eingetragen, wo die Nummer 913 Jane von Simeuse bezeichnete, und Perine zitterte vor Freude, als sie Befehl ertheilen hörte, sie in die Abtheilung der Unruhigen zu führen und Tabareau's Händen zu übergeben.

Nach Verlauf von einigen Augenblicken überschritt die Goule zum zweiten Male an demselben Tage die Schwelle des Hofes und kaum hatte die Thür sich hinter ihr geschlossen, so ward sie wie auf einen Zauberschlag ruhiger und die Symptome vollständigen Blödsinns traten beinahe ohne Uebergang an die Stelle der Tobsucht.

»Donner und Hölle,« rief Tabareau lachend, indem er den Riemen seiner Peitsche Perinen um die Ohren pfeifen ließ, »ich glaube, da haben wir Eine, auf welche mein Anblick eine gute Wirkung äußert! Man sollte wirklich glauben, sie errieth das meinen Pensionären beschiedene Schicksal, wenn sie die Bösartigen spielen wollen. — Aber zum Teufel, verdammt häßlich ist sie! Wo mag sie nur dieses Todtengesicht her haben? Ohne Zweifel hat sie dadurch den Verstand verloren, daß sie sich zu oft im Spiegel betrachtet hat. — Eine solche Ursache finde ich auch ganz natürlich, so wahr ich Tabareau heiße.«

Während der Aufseher diesen Monolog hielt, sank Perine auf den Boden nieder und kroch mit langsamen kurzen Bewegungen nach einem der Winkel.

Tabareau versetzte ihr zwei oder drei Peitschenhiebe

über die Schultern, ohne daß dieselben ihr jedoch einen Schrei oder ein Aechzen entlockt hätten, und sagte dann bei sich selbst:

»Schaut! Sie fühlt die Hiebe nicht! Das ist schade!«

Und er hörte auf, sich mit ihr zu beschäftigen.

Perine ging mittlerweile gerade auf ihr Ziel los und dieses Ziel war, sich Jane zu nähern. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Orte entfernt war, wo Jane unbeweglich und die Hände gen Himmel gerichtet, zusammengekauert saß, hörte sie auf zu kriechen. Sie streckte sich zu den Füßen des jungen Mädchens und blieb bewegungslos liegen, als ob sie schliefe oder todt wäre.

So vergingen die noch übrigen Stunden des Tages.

Als die Dämmerung einzubrechen begann, ließ Tabareau das Signal hören, welchem die Wahnsinnigen mechanisch gehorchten — so groß ist die Macht der Gewohnheit, selbst bei der Vernunft beraubten Wesen.

Alle erhoben sich sofort und stürzten wild durcheinander nach dem Pavillon, wo die Abendmahlzeit sie erwartete. Der neben der Thür stehende Aufseher zählte sie beim Vorübergehen. Nur zwei blieben zurück — Perine und Jane.

Mit Drohungen im Munde und gehobener Peitsche lenkte Tabareau seine Schritte nach ihnen hin.

Die Peitsche stand im Begriff, Jane ins Gesicht zu treffen. Die Goule machte eine rasche, anscheinend mechanische Bewegung, warf sich zwischen den Henkersknecht und das junge Mädchen und fing den für diese letztere bestimmten Hieb auf.

Tabareau holte wieder aus und der Riemen mit der

scharfen Schmitze traf nun bald die ehemalige Mitschuldige des Barons von Kerjean, bald die Braut des Marquis René von Rieux. Dann schwang Tabareau die stählerne Ruthe, die er niemals weglegte, trieb die beiden Frauen vor sich her und zwang sie, sich zu ihren Leidensgefährten in dem Pavillon zu gesellen.

Eine lange schmale Tafel stand in dem gemeinsamen Zimmer, welches als Speisesaal diente. Auf dieser Tafel sah man blecherne Teller, zinnerne Becher, hölzerne Gabeln und Löffel, aber keine Messer. Ein großer mit eisernen Reifen beschlagener Eimer enthielt eine Gemüsesuppe, die nur ungenügende und magere Nahrung gewährte. Tabareau goß, von zwei Küchendienern unterstützt, welche sich jeden Abend sofort nach der Mahlzeit entfernten, eine Portion Suppe auf jeden der Teller. Die Wahnsinnigen aßen stehend und schweigend.

* * *

Die Uhr der Salpetrière schlug die achte Stunde.

Der Augenblick war da, wo die Wahnsinnigen der Hausordnung gemäß in ihre Zellen eingeschlossen werden sollten.

Tabareau fügte sich um so gewissenhafter in diese Vorschrift, als er sofort nach dem Schluß der Thore sich selbst zwei oder drei Stunden Freiheit zu gönnen pflegte, während welcher er in einer gemeinen Kneipe des Boulevard de l'Hopital dem Bacchus opferte.

Kaum war der letzte Stundenschlag verhallt, als auch schon der Aufseher seine gefürchtete Peitsche schwang und mit seiner rauhen Stimme, gerade als ob er Hunde vor sich hätte, schrie:

über die Schultern, ohne daß dieselben ihr jedoch einen Schrei oder ein Aechzen entlockt hätten, und sagte dann bei sich selbst:

»Schaut! Sie fühlt die Hiebe nicht! Das ist schade!«

Und er hörte auf, sich mit ihr zu beschäftigen.

Perine ging mittlerweile gerade auf ihr Ziel los und dieses Ziel war, sich Jane zu nähern. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Orte entfernt war, wo Jane unbeweglich und die Hände gen Himmel gerichtet, zusammengekauert saß, hörte sie auf zu kriechen. Sie streckte sich zu den Füßen des jungen Mädchens und blieb bewegungslos liegen, als ob sie schliefe oder todt wäre.

So vergingen die noch übrigen Stunden des Tages.

Als die Dämmerung einzubrechen begann, ließ Tabareau das Signal hören, welchem die Wahnsinnigen mechanisch gehorchten — so groß ist die Macht der Gewohnheit, selbst bei der Vernunft beraubten Wesen.

Alle erhoben sich sofort und stürzten wild durcheinander nach dem Pavillon, wo die Abendmahlzeit sie erwartete. Der neben der Thür stehende Aufseher zählte sie beim Vorübergehen. Nur zwei blieben zurück — Perine und Jane.

Mit Drohungen im Munde und gehobener Peitsche lenkte Tabareau seine Schritte nach ihnen hin.

Die Peitsche stand im Begriff, Jane ins Gesicht zu treffen. Die Goule machte eine rasche, anscheinend mechanische Bewegung, warf sich zwischen den Henkersknecht und das junge Mädchen und fing den für diese letztere bestimmten Hieb auf.

Tabareau holte wieder aus und der Riemen mit der

scharfen Schmitze traf nun bald die ehemalige Mitschuldige des Barons von Kerjean, bald die Braut des Marquis René von Rieux. Dann schwang Tabareau die stählerne Ruthe, die er niemals weglegte, trieb die beiden Frauen vor sich her und zwang sie, sich zu ihren Leidensgefährten in dem Pavillon zu gesellen.

Eine lange schmale Tafel stand in dem gemeinsamen Zimmer, welches als Speisesaal diente. Auf dieser Tafel sah man blecherne Teller, zinnerne Becher, hölzerne Gabeln und Löffel, aber keine Messer. Ein großer mit eisernen Reifen beschlagener Eimer enthielt eine Gemüsesuppe, die nur ungenügende und magere Nahrung gewährte. Tabareau goß, von zwei Küchendienern unterstützt, welche sich jeden Abend sofort nach der Mahlzeit entfernten, eine Portion Suppe auf jeden der Teller. Die Wahnsinnigen aßen stehend und schweigend.

* * *

Die Uhr der Salpetrière schlug die achte Stunde.

Der Augenblick war da, wo die Wahnsinnigen der Hausordnung gemäß in ihre Zellen eingeschlossen werden sollten.

Tabareau fügte sich um so gewissenhafter in diese Vorschrift, als er sofort nach dem Schluß der Thore sich selbst zwei oder drei Stunden Freiheit zu gönnen pflegte, während welcher er in einer gemeinen Kneipe des Boulevard de l'Hopital dem Bacchus opferte.

Kaum war der letzte Stundenschlag verhallt, als auch schon der Aufseher seine gefürchtete Peitsche schwang und mit seiner rauhen Stimme, gerade als ob er Hunde vor sich hätte, schrie:

über die Schultern, ohne daß dieselben ihr jedoch einen Schrei oder ein Aechzen entlockt hätten, und sagte dann bei sich selbst:

»Schaut! Sie fühlt die Hiebe nicht! Das ist schade!«

Und er hörte auf, sich mit ihr zu beschäftigen.

Perine ging mittlerweile gerade auf ihr Ziel los und dieses Ziel war, sich Jane zu nähern. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Orte entfernt war, wo Jane unbeweglich und die Hände gen Himmel gerichtet, zusammengekauert saß, hörte sie auf zu kriechen. Sie streckte sich zu den Füßen des jungen Mädchens und blieb bewegungslos liegen, als ob sie schliefe oder todt wäre.

So vergingen die noch übrigen Stunden des Tages.

Als die Dämmerung einzubrechen begann, ließ Tabareau das Signal hören, welchem die Wahnsinnigen mechanisch gehorchten — so groß ist die Macht der Gewohnheit, selbst bei der Vernunft beraubten Wesen.

Alle erhoben sich sofort und stürzten wild durcheinander nach dem Pavillon, wo die Abendmahlzeit sie erwartete. Der neben der Thür stehende Aufseher zählte sie beim Vorübergehen. Nur zwei blieben zurück — Perine und Jane.

Mit Drohungen im Munde und gehobener Peitsche lenkte Tabareau seine Schritte nach ihnen hin.

Die Peitsche stand im Begriff, Jane ins Gesicht zu treffen. Die Goule machte eine rasche, anscheinend mechanische Bewegung, warf sich zwischen den Henkersknecht und das junge Mädchen und fing den für diese letztere bestimmten Hieb auf.

Tabareau holte wieder aus und der Riemen mit der

scharfen Schmitze traf nun bald die ehemalige Mitschuldige des Barons von Kerjean, bald die Braut des Marquis René von Rieux. Dann schwang Tabareau die stählerne Ruthe, die er niemals weglegte, trieb die beiden Frauen vor sich her und zwang sie, sich zu ihren Leidensgefährten in dem Pavillon zu gesellen.

Eine lange schmale Tafel stand in dem gemeinsamen Zimmer, welches als Speisesaal diente. Auf dieser Tafel sah man blecherne Teller, zinnerne Becher, hölzerne Gabeln und Löffel, aber keine Messer. Ein großer mit eisernen Reifen beschlagener Eimer enthielt eine Gemüsesuppe, die nur ungenügende und magere Nahrung gewährte. Tabareau goß, von zwei Küchendienern unterstützt, welche sich jeden Abend sofort nach der Mahlzeit entfernten, eine Portion Suppe auf jeden der Teller. Die Wahnsinnigen aßen stehend und schweigend.

* * *

Die Uhr der Salpetrière schlug die achte Stunde.

Der Augenblick war da, wo die Wahnsinnigen der Hausordnung gemäß in ihre Zellen eingeschlossen werden sollten.

Tabareau fügte sich um so gewissenhafter in diese Vorschrift, als er sofort nach dem Schluß der Thore sich selbst zwei oder drei Stunden Freiheit zu gönnen pflegte, während welcher er in einer gemeinen Kneipe des Boulevard de l'Hopital dem Bacchus opferte.

Kaum war der letzte Stundenschlag verhallt, als auch schon der Aufseher seine gefürchtete Peitsche schwang und mit seiner rauhen Stimme, gerade als ob er Hunde vor sich hätte, schrie:

über die Schultern, ohne daß dieselben ihr jedoch einen Schrei oder ein Aechzen entlockt hätten, und sagte dann bei sich selbst:

»Schaut! Sie fühlt die Hiebe nicht! Das ist schade!«

Und er hörte auf, sich mit ihr zu beschäftigen.

Perine ging mittlerweile gerade auf ihr Ziel los und dieses Ziel war, sich Jane zu nähern. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Orte entfernt war, wo Jane unbeweglich und die Hände gen Himmel gerichtet, zusammengekauert saß, hörte sie auf zu kriechen. Sie streckte sich zu den Füßen des jungen Mädchens und blieb bewegungslos liegen, als ob sie schliefe oder todt wäre.

So vergingen die noch übrigen Stunden des Tages.

Als die Dämmerung einzubrechen begann, ließ Tabareau das Signal hören, welchem die Wahnsinnigen mechanisch gehorchten — so groß ist die Macht der Gewohnheit, selbst bei der Vernunft beraubten Wesen.

Alle erhoben sich sofort und stürzten wild durcheinander nach dem Pavillon, wo die Abendmahlzeit sie erwartete. Der neben der Thür stehende Aufseher zählte sie beim Vorübergehen. Nur zwei blieben zurück — Perine und Jane.

Mit Drohungen im Munde und gehobener Peitsche lenkte Tabareau seine Schritte nach ihnen hin.

Die Peitsche stand im Begriff, Jane ins Gesicht zu treffen. Die Goule machte eine rasche, anscheinend mechanische Bewegung, warf sich zwischen den Henkersknecht und das junge Mädchen und fing den für diese letztere bestimmten Hieb auf.

Tabareau holte wieder aus und der Riemen mit der

scharfen Schmitze traf nun bald die ehemalige Mitschuldige des Barons von Kerjean, bald die Braut des Marquis René von Rieux. Dann schwang Tabareau die stählerne Ruthe, die er niemals weglegte, trieb die beiden Frauen vor sich her und zwang sie, sich zu ihren Leidensgefährten in dem Pavillon zu gesellen.

Eine lange schmale Tafel stand in dem gemeinsamen Zimmer, welches als Speisesaal diente. Auf dieser Tafel sah man blecherne Teller, zinnerne Becher, hölzerne Gabeln und Löffel, aber keine Messer. Ein großer mit eisernen Reifen beschlagener Eimer enthielt eine Gemüsesuppe, die nur ungenügende und magere Nahrung gewährte. Tabareau goß, von zwei Küchendienern unterstützt, welche sich jeden Abend sofort nach der Mahlzeit entfernten, eine Portion Suppe auf jeden der Teller. Die Wahnsinnigen aßen stehend und schweigend.

* * *

Die Uhr der Salpetrière schlug die achte Stunde.

Der Augenblick war da, wo die Wahnsinnigen der Hausordnung gemäß in ihre Zellen eingeschlossen werden sollten.

Tabareau fügte sich um so gewissenhafter in diese Vorschrift, als er sofort nach dem Schluß der Thore sich selbst zwei oder drei Stunden Freiheit zu gönnen pflegte, während welcher er in einer gemeinen Kneipe des Boulevard de l'Hopital dem Bacchus opferte.

Kaum war der letzte Stundenschlag verhallt, als auch schon der Aufseher seine gefürchtete Peitsche schwang und mit seiner rauhen Stimme, gerade als ob er Hunde vor sich hätte, schrie:

über die Schultern, ohne daß dieselben ihr jedoch einen Schrei oder ein Aechzen entlockt hätten, und sagte dann bei sich selbst:

»Schaut! Sie fühlt die Hiebe nicht! Das ist schade!«

Und er hörte auf, sich mit ihr zu beschäftigen.

Perine ging mittlerweile gerade auf ihr Ziel los und dieses Ziel war, sich Jane zu nähern. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Orte entfernt war, wo Jane unbeweglich und die Hände gen Himmel gerichtet, zusammengekauert saß, hörte sie auf zu kriechen. Sie streckte sich zu den Füßen des jungen Mädchens und blieb bewegungslos liegen, als ob sie schliefe oder todt wäre.

So vergingen die noch übrigen Stunden des Tages.

Als die Dämmerung einzubrechen begann, ließ Tabareau das Signal hören, welchem die Wahnsinnigen mechanisch gehorchten — so groß ist die Macht der Gewohnheit, selbst bei der Vernunft beraubten Wesen.

Alle erhoben sich sofort und stürzten wild durcheinander nach dem Pavillon, wo die Abendmahlzeit sie erwartete. Der neben der Thür stehende Aufseher zählte sie beim Vorübergehen. Nur zwei blieben zurück — Perine und Jane.

Mit Drohungen im Munde und gehobener Peitsche lenkte Tabareau seine Schritte nach ihnen hin.

Die Peitsche stand im Begriff, Jane ins Gesicht zu treffen. Die Goule machte eine rasche, anscheinend mechanische Bewegung, warf sich zwischen den Henkersknecht und das junge Mädchen und fing den für diese letztere bestimmten Hieb auf.

Tabareau holte wieder aus und der Riemen mit der

scharfen Schmitze traf nun bald die ehemalige Mitschuldige des Barons von Kerjean, bald die Braut des Marquis René von Rieux. Dann schwang Tabareau die stählerne Ruthe, die er niemals weglegte, trieb die beiden Frauen vor sich her und zwang sie, sich zu ihren Leidensgefährten in dem Pavillon zu gesellen.

Eine lange schmale Tafel stand in dem gemeinsamen Zimmer, welches als Speisesaal diente. Auf dieser Tafel sah man blecherne Teller, zinnerne Becher, hölzerne Gabeln und Löffel, aber keine Messer. Ein großer mit eisernen Reifen beschlagener Eimer enthielt eine Gemüsesuppe, die nur ungenügende und magere Nahrung gewährte. Tabareau goß, von zwei Küchendienern unterstützt, welche sich jeden Abend sofort nach der Mahlzeit entfernten, eine Portion Suppe auf jeden der Teller. Die Wahnsinnigen aßen stehend und schweigend.

*
* *

Die Uhr der Salpetrière schlug die achte Stunde.

Der Augenblick war da, wo die Wahnsinnigen der Hausordnung gemäß in ihre Zellen eingeschlossen werden sollten.

Tabareau fügte sich um so gewissenhafter in diese Vorschrift, als er sofort nach dem Schluß der Thore sich selbst zwei oder drei Stunden Freiheit zu gönnen pflegte, während welcher er in einer gemeinen Kneipe des Boulevard de l'Hopital dem Bacchus opferte.

Kaum war der letzte Stundenschlag verhallt, als auch schon der Aufseher seine gefürchtete Peitsche schwang und mit seiner rauhen Stimme, gerade als ob er Hunde vor sich hätte, schrie:

über die Schultern, ohne daß dieselben ihr jedoch einen Schrei oder ein Aechzen entlockt hätten, und sagte dann bei sich selbst:

»Schaut! Sie fühlt die Hiebe nicht! Das ist schade!«

Und er hörte auf, sich mit ihr zu beschäftigen.

Perine ging mittlerweile gerade auf ihr Ziel los und dieses Ziel war, sich Jane zu nähern. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Orte entfernt war, wo Jane unbeweglich und die Hände gen Himmel gerichtet, zusammengekauert saß, hörte sie auf zu kriechen. Sie streckte sich zu den Füßen des jungen Mädchens und blieb bewegungslos liegen, als ob sie schliefe oder todt wäre.

So vergingen die noch übrigen Stunden des Tages.

Als die Dämmerung einzubrechen begann, ließ Tabareau das Signal hören, welchem die Wahnsinnigen mechanisch gehorchten — so groß ist die Macht der Gewohnheit, selbst bei der Vernunft beraubten Wesen.

Alle erhoben sich sofort und stürzten wild durcheinander nach dem Pavillon, wo die Abendmahlzeit sie erwartete. Der neben der Thür stehende Aufseher zählte sie beim Vorübergehen. Nur zwei blieben zurück — Perine und Jane.

Mit Drohungen im Munde und gehobener Peitsche lenkte Tabareau seine Schritte nach ihnen hin.

Die Peitsche stand im Begriff, Jane ins Gesicht zu treffen. Die Goule machte eine rasche, anscheinend mechanische Bewegung, warf sich zwischen den Henkersknecht und das junge Mädchen und fing den für diese letztere bestimmten Hieb auf.

Tabareau holte wieder aus und der Riemen mit der

scharfen Schmitze traf nun bald die ehemalige Mitschuldige des Barons von Kerjean, bald die Braut des Marquis René von Rieux. Dann schwang Tabareau die stählerne Ruthe, die er niemals weglegte, trieb die beiden Frauen vor sich her und zwang sie, sich zu ihren Leidensgefährten in dem Pavillon zu gesellen.

Eine lange schmale Tafel stand in dem gemeinsamen Zimmer, welches als Speisesaal diente. Auf dieser Tafel sah man blecherne Teller, zinnerne Becher, hölzerne Gabeln und Löffel, aber keine Messer. Ein großer mit eisernen Reifen beschlagener Eimer enthielt eine Gemüsesuppe, die nur ungenügende und magere Nahrung gewährte. Tabareau goß, von zwei Küchendienern unterstützt, welche sich jeden Abend sofort nach der Mahlzeit entfernten, eine Portion Suppe auf jeden der Teller. Die Wahnsinnigen aßen stehend und schweigend.

*
* *

Die Uhr der Salpetrière schlug die achte Stunde.

Der Augenblick war da, wo die Wahnsinnigen der Hausordnung gemäß in ihre Zellen eingeschlossen werden sollten.

Tabareau fügte sich um so gewissenhafter in diese Vorschrift, als er sofort nach dem Schluß der Thore sich selbst zwei oder drei Stunden Freiheit zu gönnen pflegte, während welcher er in einer gemeinen Kneipe des Boulevard de l'Hopital dem Bacchus opferte.

Kaum war der letzte Stundenschlag verhallt, als auch schon der Aufseher seine gefürchtete Peitsche schwang und mit seiner rauhen Stimme, gerade als ob er Hunde vor sich hätte, schrie:

über die Schultern, ohne daß dieselben ihr jedoch einen Schrei oder ein Aechzen entlockt hätten, und sagte dann bei sich selbst:

»Schaut! Sie fühlt die Hiebe nicht! Das ist schade!«

Und er hörte auf, sich mit ihr zu beschäftigen.

Perine ging mittlerweile gerade auf ihr Ziel los und dieses Ziel war, sich Jane zu nähern. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Orte entfernt war, wo Jane unbeweglich und die Hände gen Himmel gerichtet, zusammengekauert saß, hörte sie auf zu kriechen. Sie streckte sich zu den Füßen des jungen Mädchens und blieb bewegungslos liegen, als ob sie schliefe oder todt wäre.

So vergingen die noch übrigen Stunden des Tages.

Als die Dämmerung einzubrechen begann, ließ Tabareau das Signal hören, welchem die Wahnsinnigen mechanisch gehorchten — so groß ist die Macht der Gewohnheit, selbst bei der Vernunft beraubten Wesen.

Alle erhoben sich sofort und stürzten wild durcheinander nach dem Pavillon, wo die Abendmahlzeit sie erwartete. Der neben der Thür stehende Aufseher zählte sie beim Vorübergehen. Nur zwei blieben zurück — Perine und Jane.

Mit Drohungen im Munde und gehobener Peitsche lenkte Tabareau seine Schritte nach ihnen hin.

Die Peitsche stand im Begriff, Jane ins Gesicht zu treffen. Die Goule machte eine rasche, anscheinend mechanische Bewegung, warf sich zwischen den Henkersknecht und das junge Mädchen und fing den für diese letztere bestimmten Hieb auf.

Tabareau holte wieder aus und der Riemen mit der

scharfen Schmitze traf nun bald die ehemalige Mitschuldige des Barons von Kerjean, bald die Braut des Marquis René von Rieux. Dann schwang Tabareau die stählerne Ruthe, die er niemals weglegte, trieb die beiden Frauen vor sich her und zwang sie, sich zu ihren Leidensgefährten in dem Pavillon zu gesellen.

Eine lange schmale Tafel stand in dem gemeinsamen Zimmer, welches als Speisesaal diente. Auf dieser Tafel sah man blecherne Teller, zinnerne Becher, hölzerne Gabeln und Löffel, aber keine Messer. Ein großer mit eisernen Reifen beschlagener Eimer enthielt eine Gemüsesuppe, die nur ungenügende und magere Nahrung gewährte. Tabareau goß, von zwei Küchendienern unterstützt, welche sich jeden Abend sofort nach der Mahlzeit entfernten, eine Portion Suppe auf jeden der Teller. Die Wahnsinnigen aßen stehend und schweigend.

*
* *

Die Uhr der Salpetrière schlug die achte Stunde.

Der Augenblick war da, wo die Wahnsinnigen der Hausordnung gemäß in ihre Zellen eingeschlossen werden sollten.

Tabareau fügte sich um so gewissenhafter in diese Vorschrift, als er sofort nach dem Schluß der Thore sich selbst zwei oder drei Stunden Freiheit zu gönnen pflegte, während welcher er in einer gemeinen Kneipe des Boulevard de l'Hopital dem Bacchus opferte.

Kaum war der letzte Stundenschlag verhallt, als auch schon der Aufseher seine gefürchtete Peitsche schwang und mit seiner rauhen Stimme, gerade als ob er Hunde vor sich hätte, schrie:

über die Schultern, ohne daß dieselben ihr jedoch einen Schrei oder ein Aechzen entlockt hätten, und sagte dann bei sich selbst:

»Schaut! Sie fühlt die Hiebe nicht! Das ist schade!«

Und er hörte auf, sich mit ihr zu beschäftigen.

Perine ging mittlerweile gerade auf ihr Ziel los und dieses Ziel war, sich Jane zu nähern. Als sie nur noch wenige Schritte von dem Orte entfernt war, wo Jane unbeweglich und die Hände gen Himmel gerichtet, zusammengekauert saß, hörte sie auf zu kriechen. Sie streckte sich zu den Füßen des jungen Mädchens und blieb bewegungslos liegen, als ob sie schliefe oder todt wäre.

So vergingen die noch übrigen Stunden des Tages.

Als die Dämmerung einzubrechen begann, ließ Tabareau das Signal hören, welchem die Wahnsinnigen mechanisch gehorchten — so groß ist die Macht der Gewohnheit, selbst bei der Vernunft beraubten Wesen.

Alle erhoben sich sofort und stürzten wild durcheinander nach dem Pavillon, wo die Abendmahlzeit sie erwartete. Der neben der Thür stehende Aufseher zählte sie beim Vorübergehen. Nur zwei blieben zurück — Perine und Jane.

Mit Drohungen im Munde und gehobener Peitsche lenkte Tabareau seine Schritte nach ihnen hin.

Die Peitsche stand im Begriff, Jane ins Gesicht zu treffen. Die Goule machte eine rasche, anscheinend mechanische Bewegung, warf sich zwischen den Henkersknecht und das junge Mädchen und fing den für diese letztere bestimmten Hieb auf.

Tabareau holte wieder aus und der Riemen mit der

scharfen Schmitze traf nun bald die ehemalige Mitschuldige des Barons von Kerjean, bald die Braut des Marquis René von Rieux. Dann schwang Tabareau die stählerne Ruthe, die er niemals weglegte, trieb die beiden Frauen vor sich her und zwang sie, sich zu ihren Leidensgefährten in dem Pavillon zu gesellen.

Eine lange schmale Tafel stand in dem gemeinsamen Zimmer, welches als Speisesaal diente. Auf dieser Tafel sah man blecherne Teller, zinnerne Becher, hölzerne Gabeln und Löffel, aber keine Messer. Ein großer mit eisernen Reifen beschlagener Eimer enthielt eine Gemüsesuppe, die nur ungenügende und magere Nahrung gewährte. Tabareau goß, von zwei Küchendienern unterstützt, welche sich jeden Abend sofort nach der Mahlzeit entfernten, eine Portion Suppe auf jeden der Teller. Die Wahnsinnigen aßen stehend und schweigend.

* * *

Die Uhr der Salpetrière schlug die achte Stunde.

Der Augenblick war da, wo die Wahnsinnigen der Hausordnung gemäß in ihre Zellen eingeschlossen werden sollten.

Tabareau fügte sich um so gewissenhafter in diese Vorschrift, als er sofort nach dem Schluß der Thore sich selbst zwei oder drei Stunden Freiheit zu gönnen pflegte, während welcher er in einer gemeinen Kneipe des Boulevard de l'Hopital dem Bacchus opferte.

Kaum war der letzte Stundenschlag verhallt, als auch schon der Aufseher seine gefürchtete Peitsche schwang und mit seiner rauhen Stimme, gerade als ob er Hunde vor sich hätte, schrie:

»In die Ställe! Marsch, in die Ställe, Canaillen!«

Die Wahnsinnigen verließen sofort den Speisesaal, begaben sich in die Gallerie und jede blieb, von dem Instinct, der den Verstand überlebt, geleitet, vor der Thür ihrer Zelle stehen.

Diese Thüren wurden von Tabareau nach der Reihe geöffnet und dann geschlossen. Jane's Zelle war die letzte, ganz am äußersten Ende des Pavillons. Perine bemerkte dies. Sie war jetzt allein mit dem Aufseher, welcher in der einen Hand seine Laterne und in der andern sein stählernes Stäbchen hielt.

Die ehemalige Herrin des Rothen Hauses hatte sich auf die oberste Stufe der Treppe gesetzt, welche in das Souterrain hinabführte.

Tabareau näherte sich ihr.

»Heda,« rief er, indem er sie mit seinem Stäbchen auf die Schulter schlug, »auf und ein wenig rascher! Die oberen Zellen sind alle besetzt und ich muß Dich daher vor der Hand in eine untere bringen. Also vorwärts hinunter, oder es setzt etwas!«

Gleichzeitig stieß Tabareau, die That auf das Wort folgen lassend, die Goule heftig mit der Spitze seines schweren Schuhes.

Die vermeinte Wahnsinnige schien diese Brutalität nicht einmal zu bemerken. Sie änderte ihre Stellung nicht im Mindesten und kein Murren entschlüpfte ihren Lippen.

Tabareau, dessen zornmüthigen, grausamen Charakter wir kennen, schauderte förmlich vor Wuth diesem passiven, unerwarteten Widerstand gegenüber und hob seinen stählernen Stab, um die Widerspänstige energisch zu züchtigen,

aber er ließ das furchtbare Werkzeug nicht herabfallen, er beendete nicht die begonnene Geberde, sondern blieb unbeweglich stehen, in der Stellung eines Menschen, der plötzlich von Starrsucht befallen worden.

Der Grund davon war, daß ein seltsames, unerklärliches, für ihn aber wonniges Geräusch ganz unerwartet an sein Ohr schlug, und es lag ihm viel daran, sich zu überzeugen, daß er nicht das Spielwerk eines Traumes, einer trügerischen Illusion sei.

Dieses Geräusch war kein anderes, als der Metallklang, welcher durch eine förmliche auf den Stein fallende und wieder emporhüpfende Cascade von Goldstücken hervorgebracht ward.

Gold in der Salpetrière! Gold auf der Treppe, welche in die unterirdischen Kerker führte — nichts auf der Welt — dies wird man ohne Zweifel zugeben — hätte dem Aufseher unwahrscheinlicher und unmöglicher erscheinen können.

Dennoch dauerte das Geräusch fort.

Tabareau erwachte aus seiner Unbeweglichkeit. Er setzte die Laterne neben sich auf die Erde und bückte sich rasch nach der Stelle, wo das verlockende Geklirr zu ertönen schien.

Er sah nun — und Gott weiß, mit welchem grenzenlosen Erstaunen! — daß die beiden Hände der Wahnsinnigen mit schönen, neuen, blanken Vierundzwanzig-Livresstücken gefüllt waren, und daß diese Goldstücke eines nach dem andern zwischen den Fingern hindurchrollten, welche sich auseinandergaben, um sie hindurchzulassen.

»Donner und Teufel!« rief Tabareau mit einem un-

beschreiblichen Ausdruck von freudiger Habgier, »Donner und Teufel, wo hast Du das viele Geld her?«

Perine hütete sich aber wohl zu antworten. Sie wendete blos halb den Kopf herum und heftete einen langen, ausdruckslosen Blick auf den Aufseher.

Das Gold hörte nicht auf, die Stufen herabzurieseln und da und dorthin zu rollen.

»Was geht es mich übrigens an, wo es herkommt?« fuhr Tabareau philosophisch fort, während seine Augen unter ihren buschigen Brauen hervorfunkelten; »mag es kommen, woher es wolle, so ist es jedenfalls willkommen. Das Einzige, was mich interessirt, ist, zu wissen, daß es den Weg in meine Tasche finden wird und zwar auf der Stelle. Einen solchen Fund hätte ich heute Abend nicht erwartet.«

Ohne sich weiter um die vermeinte Wahnsinnige zu bekümmern, ging der Aufseher rasch einige Stufen hinunter, legte sich mit dem platten Leibe auf die Treppe und begann die Goldstücke aufzulesen. Er zählte deren mehr als fünfzig.

Als er mit dieser angenehmen Arbeit fertig war, hob er die Augen auf und betrachtete Perinens Hände. — Diese Hände schienen leer zu sein — wenigstens hatte der Goldregen eine Unterbrechung erlitten.

»Heda, Alte!« sagte der Aufseher, ohne zu bedenken, daß er mit einer Person zu sprechen glaubte, welche unfähig wäre, ihn zu verstehen, »ist das Alles? Habt Ihr weiter nichts mehr?«

Perine zog, ohne eine Miene zu verändern, aus einer ihrer Taschen ein Tuch von blendender Weiße, welches in Form einer Börse zusammengebunden war und einen an-

sehnlichen Umfang hatte. Dieses Tuch schleuderte sie dem Aufseher zu. Ein silbernes Klirren ließ sich in dem Augenblicke hören, wo es auf den Boden des unterirdischen Ganges fiel.

»Donner und Teufel!« murmelte der Aufseher zwischen den Zähnen hindurch, während er sich auf das Tuch stürzte und es begierig aufhob, »das ist ja gar kein Weib, das ist eine Goldgrube! Ich werde sie sogleich visitiren.«

Er begann sofort den Knoten lösen zu wollen, um den Inhalt dieser Börse von einer ganz neuen Gattung genauer anzusehen, aber dieser Knoten war sehr scharf zusammengezogen. Tabareau zerkratzte sich daran fast die Nägel, ohne ihn zum Weichen zu bringen, und nahm dann die Zähne zu Hilfe.

Ein seltsamer Geruch, ein starker Duft, den wir nicht besser vergleichen können, als mit dem scharfen, durchdringenden Geruche des Aethers, stieg aus dem heftig zusammengedrückten Gewebe und sättigte sofort die Tabareau umgebende Atmosphäre.

Seit einigen Minuten heftete Perine auf den Aufseher Blicke, aus welchen die lebhafteste Intelligenz leuchtete, und welche die gespannteste Erwartung verriethen.

Kaum hatten die duftenden Ausströmungen nur erst schwach ihre Geruchorgane berührt, so erhob sie sich auch schon, als ob fortan jede Verstellung überflüssig wäre, und ging etwa zwanzig Schritte weiter in dem Gange zurück, während sie Sorge trug, den dichten Stoff ihres zerfetzten Mieders scharf an ihr Gesicht zu drücken. Dann blieb sie stehen und richtete die Blicke auf die niedrigste Stufe der Treppe.

Die auf der obersten Stufe stehende Laterne beleuchtete matt Tabareau, der, immer noch, obschon ohne Bewegung, dastand und mehr einer Bildsäule glich als einem mit Leben begabten Wesen.

Dies dauerte übrigens nur zwei oder drei Secunden.

Der Aufseher taumelte, ohne daß ein sichtbarer Stoß ihn erschüttert hätte, auf seinen massiven Füßen wie eine Eiche, deren Fundament die Axt des Holzhauers untergraben hat. Er drehte sich langsam um sich selbst, schlug dann mit dumpfem Getöse nieder und blieb liegen, das Gesicht nach der Decke emporgewendet, mit erloschenem Athem und stieren, gläsernen Augen, mit einem Worte nicht einem ohnmächtigen Menschen, sondern einer Leiche ähnlich.

»Victoria!« murmelte Perine, deren Stimme vor stürmischer Freude erbebte, »die gerechte Sache siegt! Gott verläßt unsere Feinde! — Victoria!« wiederholte sie.

Mittlerweile ward der scharfe Geruch, von dem wir vorhin sprachen, immer durchdringender, und obschon die Goule davor zurückgewichen war, so drang er doch mit immer zunehmender Stärke bis zu ihr.

Schon fühlte sie eine immer größere Erstarrung sich aller ihrer Glieder bemächtigen. Schon ward ihr der Kopf schwer und ein unüberwindliches Gefühl von Schlaf oder vielmehr vollständiger Vernichtung begann, sie zu beherrschen. Noch einige Augenblicke und sie wäre ohne Zweifel ebenso niedergestürzt wie Tabareau.

Zum Glück kannte Perine das Vorhandensein der Gefahr, welcher ihre unbezähmbare moralische Energie ihr

gestattete, sich zu entziehen. Sie raffte heldenmüthig ihre noch übrigen Kräfte zusammen und erreichte, sich an den Wänden stützend, das äußerste Ende der Gallerie.

Hier zog sie die Riegel der Thür zurück, welche den Zugang zu dem Hofe, bildete und stieß diese Thür weit auf.

Kaum hatte sie ihr Gesicht in der frischen kalten Nachtluft gebadet, so verschwanden die von uns angedeuteten Symptome. Perine fühlte sich wie auf einen Zauberschlag neu belebt und es ward ihr möglich, sich mit vollkommener Klarheit Rechenschaft von dem zu geben, was ihr noch zu thun übrig blieb, um ein mit so viel Kühnheit und Glück begonnenes Unternehmen zu Ende zu führen.

Vor allen Dingen mußte sie der äußern Luft gestatten, in den Gang einzudringen und die gefährlichen und vielleicht tödtlichen Ausdünstungen daraus zu vertreiben.

Perine setzte sich auf eine Bank, die neben dem steinernen, mit eiskaltem Wasser gefüllten Troge stand, in welchen wir Tabareau die unglückliche Jane haben tauchen gesehen.

Als eine Viertelstunde vergangen war, kehrte sie in den Gang zurück und ging langsam und mit Zögern, denn sie fürchtete, abermals von den erstickenden Dämpfen erfaßt zu werden.

Diese Furcht war übrigens völlig unbegründet. Die Dünste der gleichsam niederschmetternden Flüssigkeit, welche die moderne Wissenschaft später wieder unter dem Namen des Chloroform auffinden sollte, waren schon verflüchtigt und verschwunden.

Nun wagte sie den Gang seiner ganzen Länge nach zu

durchschreiten. Sie hob die Laterne auf, ging die Treppe hinunter und blieb erst neben Tabareau's Körper stehen. Sie neigte sich zu ihm herab und legte ihm die Hand auf's Herz, welches noch matt schlug.

»Dieser Elende schwebt in keiner Gefahr,« sagte sie zu sich selbst; »das Leben ist in ihm nicht erloschen, ohne Zweifel aber wird es Morgen werden, ehe er sich wieder erholt. Dennoch sind selbst überflüssige Vorsichtsmaßregeln tausendmal besser als Unklugheit, und damit er nicht zu schnell wieder zu sich komme, muß ich ihn außer Stand setzen, sich meiner Flucht mit Jane von Simeuse zu widersetzen, oder Lärm zu machen, damit man uns verfolge. Ich will ihn daher für diese Nacht in eine dieser Zellen sperren — in die vielleicht, welche er für mich bestimmt hatte.«

Perine mußte bei diesem Gedanken unwillkürlich lächeln.

Während des Besuches, den sie am Morgen desselben Tages in der Salpetrière mit Herrn von Rieux abgestattet, hatte sie gesehen, wie Tabareau es machte, um in das Innere der Zellen zu gelangen. Sie betrat, den Körper des Aufsehers hinter sich herziehend, den schmalen Gang hinter der vergitterten Zelle, zog den Riegel der ersten Thür, welche sich ihr darbot, zurück und warf einen Blick in das Innere.

Die Zelle, welche durch den matten Schein der auf dem Boden der Gallerie stehengebliebenen Laterne ein wenig erleuchtet ward, schien ihr unbewohnt zu sein. In einem der Winkel lag ein Haufe stinkenden, faulenden Strohes aufgethürmt.

Perine hob Tabareau auf und stieß ihn auf dieses

Stroh, oder ließ ihn vielmehr darauf fallen. Hierauf verschloß sie die Thür wieder, schob die Riegel wieder vor und begab sich zurück in den Gang ober der Gallerie.

In dem Augenblicke, wo sie sich bückte, um die Laterne zu ergreifen, hörte sie ganz in ihrer Nähe ein dumpfes Knurren gleich dem halb erstickten Brüllen eines wilden Thieres.

Dieses drohende, unheimliche Geräusch kam aus der Perinen zunächst befindlichen Zelle, nämlich derselben, in welche sie so eben den ohnmächtigen Aufseher eingeschlossen.

Sie richtete das Licht der Laterne auf die Gitterstäbe dieser Zelle und wohnte nun nicht ohne Schaudern dem seltsamsten und gräßlichsten Schauspiele bei, welches eine krankhafte Phantasie träumen könnte.

Mitten in der Zelle lag Tabareau's Körper ausgestreckt. Eine unsaubere, wilde Creatur, eine Tobsüchtige, mit stieren, blutunterlaufenen Augen und halb mit unbeschreiblichen Lumpen bedeckt, hatte so eben den Strohhaufen verlassen, unter welchem sie sich einige Minuten zuvor versteckt. Sie kauerte jetzt neben Tabareau und betrachtete ihn, wie ein Geier seine Beute betrachtet, während zugleich ein fürchterliches, freudiges Grunzen sich ihren Lippen entrang.

Dies dauerte nur den zwanzigsten Theil einer Secunde. Plötzlich richtete die Wahnsinnige sich auf und begann zu tanzen, wobei sie ein unarticulirtes Geschrei ausstieß und sich der Brust Tabareau's wie eines Springbretes bediente, auf welchem ihre Fersen unabläßig mit einem entsetzlich zu hörenden dumpfen, hohlen Getöse herumstampften.

Nachdem dieser wahnsinnige Tanz einige Minuten

gedauert, schien die Besessene der Ermüdung zu erliegen. Sie setzte sich, oder ließ sich vielmehr neben dem Aufseher niedersinken und begann ihm mit ihren Nägeln das Gesicht zu zerfleischen.

Das Blut begann zu fließen. Perine sah dieses Blut und entfernte sich, ohne den Kopf herumzuwenden und indem sie bei sich selbst sagte:

»Sie wird ihn umbringen — der Elende ist verloren, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich den René geleisteten Schwur nicht verrathen habe, und daß sein Tod nicht mein Werk ist.«

Während dies in dem Pavillon der ersten Abtheilung geschah, war die Zeit mit ungemeiner Schnelligkeit vergangen.

Auf der Uhr der Salpetrière schlug es drei Viertel auf Neun. Um neun Uhr sollte, wie man sich erinnert, Herr von Rieux das Signal der Goule erwarten. Es blieb daher dieser Letzteren nur gerade noch Zeit genug, um zu handeln. Sie sah dies ein und beschloß, keine Minute weiter zu verlieren.

Demzufolge ging sie nun stracks nach der Zelle, in welcher Fräulein von Simeuse sich befand. Sie öffnete die Thür dieser Zelle und mit tiefer Gemüthsbewegung, mit gewaltigem Herzklopfen trat sie hinein.

Jane, welche völlig angekleidet auf ihrem schmalen harten Strohlager lag, schlief ruhig und fest. Sie schlug, als der Schein der Laterne ihr Gesicht traf, halb die Augen auf, schloß dieselben aber auch beinahe sofort wieder, ohne weder Erstaunen noch Schrecken verrathen zu haben.

Perine näherte sich ihr, hob ihre abgemagerte Hand,

drückte sie an ihre Lippen und küßte sie wiederholt und mit Inbrunst.

Dann zog sie aus ihrem Busen ein kleines Krystallflacon, öffnete es und wollte es schon Jane's Gesicht nähern, aber sie beendete nicht die begonnene Bewegung. Ein plötzlicher Gedanke that ihr Einhalt.

»Hier ist weder Zeit noch Ort!« sagte sie bei sich selbst. »In einer weniger düstern Umgebung, in Gegenwart René's von Rieux, ihres Bräutigams, muß Jane's Seele aus diesem langen Schlafe erwachen.«

Das Flacon verschwand wieder, dann eilte Perine, indem sie Jane an ihre Brust lehnte und die leichte Bürde ohne Mühe emporhob, auf den Gang hinaus, von da in den Hof und gelangte in die Nähe der Mauer an der bezeichneten Stelle. Durch das tiefe Schweigen der Nacht hindurch hörte man noch undeutlich das heisere Geheul der mit Tabareau eingesperrten Wahnsinnigen.

Es schlug neun Uhr.

Perine lehnte Jane an die Mauer und klatschte dreimal in die Hände.

Eilftes Capitel.

Das Erwachen einer Seele.

Ein ähnliches Signal antwortete dem der Goule und gleichzeitig hing sich ein geschickt geworfener eiserner Haken an den obern Rand der Mauer.

An diesem Haken war eine Strickleiter befestigt. Diese Leiter ward angespannt. Eine kaum sichtbare Gestalt er-

schien in der Finsterniß auf dem Rande der erstiegenen Umfassungsmauer und eine zitternde, absichtlich gedämpfte Stimme — die des Marquis — fragte:

»Seid Ihr es, Perine? Seid Ihr es wirklich?«

»Ja, ja,« antwortete die Goule in demselben Tone, »ich bin es.«

»Was habt Ihr mir zu melden?«

»Die froheste Nachricht, die es für uns auf der Welt geben kann.«

»Ist euer Vorhaben gelungen?«

»Ja, vollständig.«

»Und Jane?«

»Jane ist gerettet.«

»Gerettet! O, Perine, Gott segne Euch und lohne Euch,« murmelte René mit Begeisterung. »Aber ein solches Glück ist so groß, daß es mich zu Boden drückt. Ich höre Euch, aber kaum wage ich, Euch zu glauben.«

»Zweifeln Sie nicht, Herr Marquis, denn ich sage Ihnen blos die Wahrheit. Keine Gefahr droht fortan Ihrer Verlobten. Sie ist hier in meiner Nähe — in einem Augenblick wird sie frei sein und in Ihren Armen liegen.«

René hörte nicht weiter.

Mit fieberhaft zitternder Hand zog er die Strickleiter herauf und befestigte den eisernen Haken so, daß die Leiter in das Innere des Hofes hinabfiel. Dann fiel er, ohne sich der Sprossen zu bedienen und indem er sich, auf die Gefahr hin, sich die Hände zu zerfetzen, an den die Leiterbäume bildenden Seilen herabließ, wie ein Blitz neben Perine und Jane nieder, erfaßte letztere mit Leidenschaft und drückte sie so heftig

an sein Herz, daß ein schwaches Aechzen sich den Lippen des armen Kindes entrang.

»Jane,« stammelte der Marquis mit Entsetzen, »Jane, was habe ich gethan? — Habe ich Dich verletzt? Empfindest Du Schmerz? Ins Himmels Namen verzeihe mir dieses Entzücken, welches ich nicht bemeistern konnte. Sage mir, daß Du mir verzeihst.«

»Herr Marquis,« unterbrach ihn Perine lebhaft, »sprechen Sie nicht vergebens zu ihr. Sie kann Sie noch weder erkennen noch verstehen.«

»Wie, ihr Verstand —«

»Schläft in diesem Augenblick noch ebenso, wie er gestern und diesen Morgen schlief. In einer Stunde wird dies aber nicht mehr der Fall sein, in einer Stunde werden Sie Ihre Verlobte ganz wiederfinden — die Seele wird Ihnen eben so zurückgegeben sein wie der Körper. Jetzt, Herr Marquis, hören Sie einen guten Rath an und befolgen Sie ihn. Bleiben wir keine Minute mehr hier, die Gefahr kann jeden Augenblick entstehen — länger warten, hieße Gott versuchen.«

»Ja, gewiß,« entgegnete René. »Ihr habt Recht — hundertmal Recht. Jane, die mir endlich wiedergeschenkt worden, einer Gefahr preisgeben, wäre nicht blos eine Vermessenheit, sondern ein Verbrechen. Fliehen wir, Perine. — Beeilen wir uns.«

»Fühlen Sie sich fähig, Herr Marquis, Ihre Verlobte mit einem einzigen Arme festzuhalten?« fragte die Goule.

»O, das ist mir möglich und leicht.«

»Wohlan, dann will ich die letzte Sprosse fassen und die Leiter spannen. Steigen Sie hinauf.«

»Aber,« murmelte René zögernd, »wie werdet Ihr dann heraufkommen, Perine?«

»O, sorgen Sie sich nicht um mich. Ich werde kommen. — Was liegt übrigens an mir? — Es handelt sich nicht um meine Rettung, sondern um die Ihrer Verlobten. Steigen Sie hinauf, Herr Marquis — steigen Sie hinauf.«

Mit dem erhabenen Egoismus und der Liebe that René, was die Goule ihn hieß.

Ohne Mühe und ohne Hinderniß erstieg er die straff angespannte Leiter und setzte sich mit seiner kostbaren Bürde auf den obern Rand der Mauer.

Perinens Heraufsteigen war gefährlicher.

Die Leiter schwankte heftig hin und her und schlug bei jeder Bewegung der Goule an die Mauer an, so daß die scharfen Vorsprünge und Spitzen der fast unbehauenen Bruchsteine ihr die Finger zerrissen. Dennoch kam dieses Aufsteigen zu Stande und die ehemalige Herrin des Rothen Hauses nahm Platz neben dem Marquis und Jane.

Nach den Schwierigkeiten des Ersteigens war das Herabsteigen nur ein Spiel. Die Leiter nahm wieder ihre erste Position an. Der von René mit zur Stelle gebrachte und von ihm auf der andern Seite der Einhegung zurückgelassene Kammerdiener spannte die Seile von Neuem. Diesmal stieg Perine zuerst hinab. — René folgte ihr und als er den freien Boden berührte, beugte er das Knie, um Gott zu danken, und seine Augen füllten sich mit Thränen der Dankbarkeit und Freude.

Ungefähr fünfzig Schritte von der Stelle, wo die Flucht vollbracht worden, funkelten die Laternen eines Wagens im Dunklen. Noch waren nicht zwei Minuten vergangen, so führte dieser Wagen die betreffenden Personen weit von der Salpetrière hinweg.

Wir werden nicht unnütze Worte und eine Zeit, welche besser angewendet werden kann, damit verschwenden, daß wir die Freude, den Taumel, die Extase oder vielmehr das Delirium des Marquis beschreiben, während der Wagen mit lautem Getöse über das Pflaster rollte und als er die Hände der Geliebten in den seinen fühlte.

Jane war allerdings noch wahnsinnig und ihre Hände, die so kalt waren wie die einer Todten, erwiederten nicht den beredten Druck ihres Verlobten. Perine aber hatte versprochen, daß noch vor Ablauf einer Stunde das Wunder geschehen und die Auferstehung der Seele stattfinden sollte.

René zweifelte nicht mehr. Er glaubte. Er glaubte von ganzer Seele.

Wir bitten unsere Leser, sich mit uns in eines der Schlafzimmer des kleinen Hauses in der Nähe des Parkes von Monceau zu versetzen.

Hier finden wir den Marquis, Jane und die Goule wieder.

Dieses Zimmer mit grauem, vergoldetem Getäfel, mit den von einem Schüler Boucher's oder Lancret's ausgeführten Gemälden über den Thüren, mit einem weißen Bett, das mit Amoretten und Tauben in halberhabener Arbeit verziert und mit ein wenig verschossenen Vorhängen von chinesischem Atlas drapirt war, dieses Zimmer,

sagen wir, bot ein Gemälde dar, welches vollkommen würdig war, die Aufmerksamkeit zu fesseln und den Pinsel eines geschickten Künstlers zu versuchen.

Ein großes Feuer brannte in dem Kamine, und die knisternden Flammen des Herdes beleuchteten gemeinschaftlich mit den acht Kerzen der beiden Armleuchter das Wandgetäfel und die Draperien.

Eben hatte die altmodische Stutzuhr die eilfte Abendstunde verkündet.

Dem Kamine gegenüber, auf einem Sopha im reinsten Style der Zeit Ludwig des Fünfzehnten, lag Jane von Simeuse in einfacher reizender Haltung ausgestreckt, in einem langen weißen Kleide, immer noch ruhig schlafend.

Nichts vermöchte die erhabene ideale, engelgleiche Schönheit ihres bleichen Gesichtes zu schildern, welches beinahe unter den Massen ihres dunklen Haares verschwand. Dieses Gesicht bot in diesem Augenblicke nicht mehr den gleichzeitig scheuen uud schmerzlichen Ausdruck, welchen Doyen auf so wunderbare Weise wiederzugeben gewußt. Jene Falte, welche die Verzweiflung so schnell zwischen die Augenbrauen zieht, war von der Stirn verschwunden. Die Lippen schienen bereit zu lächeln.

René von Rieux, der am Fuße des Sophas stand, heftete einen von Liebe und Hoffnung funkelnden Blick auf die Schlummernde.

Perine hatte die Trauerkleider wieder angelegt, welche sie am Morgen desselben Tages während ihres Besuches in der Salpetrière trug, und das Gesicht mit einem Schleier bedeckt.

So kniete sie neben Fräulein von Simeuse und hielt

in der linken Hand jenes Flacon, dessen sie schon vor zwei Stunden in der Zelle im Begriff gestanden hatte, sich zu bedienen.

»Sie schläft,« murmelte der Marquis.

»Ja,« antwortete die Goule, »aber das Erwachen oder vielmehr die Auferstehung naht heran. Bald werden Seele und Körper gleichzeitig erwachen.«

Indem Perine diese Worte sprach, goß sie einige Tropfen von der in dem Flacon enthaltenen Flüssigkeit in ihre rechte hohle Hand und benetzte damit sanft die Schläfe der Schlummernden, die sie sodann die aus dem Flacon steigenden Dünste selbst einathmen ließ.

Ein milder, balsamischer Duft erfüllte das Zimmer. Jane's Gesicht, welches bis jetzt wie aus Marmor gemeißelt erschienen, färbte sich leicht und der reine, milde Hauch der knospenden Rose erschien wieder auf den Wangen.

Perine wendete sich zu René.

»Herr Marquis,« sagte sie leise zu ihm, »treten Sie näher und hören Sie mich.«

René näherte sich rasch.

»Wenn Fräulein von Simeuse die Augen aufschlägt,« fuhr die Goule fort, »so ist meine Aufgabe beendet. Ich werde dann, so viel als in meinen Kräften steht, alles Böse wieder gutgemacht haben, welches ich Ihrer Verlobten zugefügt. Jane wird, sobald sie sich und der Vernunft zurückgegeben ist, Sie hören und erkennen.«

»Perine,« unterbrach sie der Marquis, »ich habe Euch die Vergangenheit schon verziehen, das wißt Ihr, und ich verspreche, ich schwöre Euch in Jane's Namen, daß auch ihre Verzeihung Euch nicht versagt bleiben soll.«

Die Goule schüttelte sanft den Kopf.

»Fräulein von Simeuse,« murmelte sie, »wird mir nichts zu verzeihen haben, wenigstens nicht in diesem Augenblicke, denn die Vergangenheit, von welcher Sie sprechen, ist für sie nicht vorhanden.«

»Wie, was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich will damit sagen, Herr Marquis, daß Ihre Braut sich Alles dessen, was sie gelitten, nicht erinnern wird — ich will sagen, daß von der Stunde an, wo der Herzog und die Herzogin ausriefen: »Unsere Tochter ist todt!« bis zu dem jetzigen Augenblicke die Zeit für Fräulein von Simeuse vergangen ist wie ein Traum. In einigen Minuten, wenn Jane erwacht, wird der Traum entschwunden sein, ohne mehr Spuren zurückgelassen zu haben, als ein von der aufgehenden Sonne verscheuchter Morgennebel.«

»Glaubt Ihr das, Perine?«

»Ich glaube es nicht blos, sondern ich bin davon überzeugt, und eben in Folge dieser Ueberzeugung bat ich Sie, näher zu treten und mich anzuhören.«

»Nun, dann sprecht, sprecht schnell. Ich bin begierig Euch zu hören.«

»Vergessen Sie nicht, Herr Marquis, daß das Gehirn Ihrer Verlobten eine furchtbare Erschütterung erlitten hat. Bedenken Sie, daß ein abermaliger heftiger Schlag diese wiedererwachende Intelligenz auf immer vernichten könnte. Ersparen Sie daher Ihrer Verlobten diese gefährliche und vielleicht tödtliche Erschütterung, lassen Sie ihrem Verstande Zeit, sich wieder zu befestigen, ehe Sie ihr die stattgehabten Ereignisse erzählen, oder auch nur ahnen

lassen. Seien Sie ganz besonders darauf bedacht, ihr nicht wissen zu lassen, daß sie wahnsinnig gewesen ist — lassen Sie sie dies niemals erfahren.«

»Aber,« stammelte René angstvoll und unruhig, »was soll ich ihr dann sagen? Was soll ich auf ihre ersten Fragen antworten?«

»Sie lieben Jane,« entgegnete die Goule, »appelliren Sie an die Liebe — diese wird Sie begeistern und die rechten Gedanken eingeben. Aber still, Herr Marquis, still!« setzte sie fast sofort hinzu, »das Erwachen beginnt.«

Jane's bis diesen Augenblick über der Brust gekreuzten Hände hatten sich in der That langsam von einander getrennt. Die eine fiel vom Körper herab, die andere blieb neben dem Herzen liegen.

Ein rascherer Athemzug hob die Brust der Schlummernden. Ihre von einem ununterbrochenem Zittern bewegten Augenlider schienen im Begriffe sich zu trennen.

Die Goule war zurückgewichen, um nicht Jane gegenüber zu stehen, wenn diese Letztere gleichzeitig aus ihrem Schlafe und ihrem Wahnsinn erwachte.

Der Marquis hatte, seiner unwiderstehlichen Gemüthsbewegung folgend, ebenfalls seinen Platz gewechselt, war aber näher getreten, um den ersten Blick seiner Verlobten zu empfangen.

Alles dies geschah in weit weniger Zeit, als wir gebraucht haben, es zu erzählen.

Plötzlich zuckte René zusammen — sein Herz hörte auf zu schlagen — es war ihm, als wankte der Boden unter seinen Füßen. Jane's Augen hatten sich geöffnet, sie hefteten sich auf ihn und der Blick dieser großen, feuchten

Augen hatte nichts Scheues, nichts Unbestimmtes mehr. Er drückte nichts aus, als ein verworrenes Gemisch von Staunen und Freude.

»René,« stammelte Jane mit matter, aber vollkommen deutlicher Stimme, »René — da bist Du ja! — Gott sei gepriesen, der Dich noch zur rechten Zeit hergeführt hat! Ich fürchtete so sehr zu sterben, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben.«

Als René diese Worte hörte, begriff er sofort, daß die Goule die Wahrheit gesprochen und daß Jane glaubte, es sei jetzt der Tag nach jenem schon so fernen, wo sie an ihren Verlobten jenen herzzerreißenden Brief schrieb, der ihn an ihr Sterbelager führen sollte.

Er bemühte sich, seine Gemüthsbewegung zu beherrschen und die Thränen der Rührung zurückzudrängen, die ihm wider Willen in die Augen traten. Er kniete neben Jane nieder und nachdem er die Hand, welche sie ihm bot, an seine Lippen gedrückt und mit Küssen bedeckt, antwortete er:

»Ja, ich bin es, theure Geliebte, ich, der ich komme, um Dir zu sagen, daß Gott sich unser erbarmt — daß er ein Wunder gethan hat — daß die Gefahr nicht mehr vorhanden ist und daß Du nun ein langes Leben der Liebe und des Glückes leben wirst.«

Ein strahlendes Lächeln theilte Jane's Lippen.

»Ist das wirklich wahr, René,« stammelte sie. »Ist es möglich?«

»Jane, ich bitte Dich, zweifle nicht daran — Du bist gerettet.«

»O, ich glaube es — ich will Dir glauben. Das Leben

ist so schön, wenn man erst zwanzig Jahre zählt, wenn man liebt und geliebt wird. Ich wollte gar nicht gern sterben. Der Tod flößte mir Furcht ein. Der Gedanke an den ewigen Schlaf, in einem engen Grabe und einem kalten Stein ließ mir das Blut in den Adern erstarren. Der Schlaf überwältigte mich — ich glaubte, es wäre Alles aus mit mir — es ist mir als wäre ich todt gewesen. — Ha, welch' ein entsetzlicher Traum, René, aber auch welch' schönes Erwachen und wie glücklich muß meine Mutter sein, wenn sie mich gerettet sieht.«

»Ja,« murmelte der Marquis, »die Freude deiner Mutter ist wie die meinige, unermeßlich und grenzenlos.«

»Aber wo ist meine Mutter?« hob Jane wieder an. »Warum ist sie nicht bei mir? Ich sehne mich, sie zu umarmen. Es ist seltsam, René, nicht wahr, aber es ist mir, als hätten ihre Lippen meine Stirn lange nicht berührt.«

»Die Mutter wird kommen,« antwortete René, dessen Verlegenheit mit jeder Secunde höher stieg. »In einem Augenblick wird sie hier sein.«

Jane bemerkte René's Verlegenheit und Zögern. Sie suchte die Ursache zu ermitteln und zum ersten Male seit ihrem Erwachen ließ sie ihre Blicke um sich herschweifen. Dieselben stießen nur auf unbekannte Gegenstände.

»Wo bin ich?« rief sie nun, indem sie sich mit plötzlicher Bewegung aufrichtete. »Dieses Zimmer ist nicht das meinige — wir sind hier nicht in dem Hause meiner Mutter.«

»Nein, da sind wir nicht,« sagte René zitternd und bleich, »aber Du bist in einem befreundeten Hause und

darfst dies nicht bezweifeln, theure Jane, da ich ja bei Dir bin.«

»Wo bin ich?« wiederholte Jane in beinahe gebieterischem Tone. »Antworte, René — antworte, ich will es wissen!«

»Du bist bei m i r!« stammelte der Marquis.

»Bei Dir, René — aber das ist ja unmöglich! — Ich träume noch oder ich verliere den Verstand. Wie wäre ich aus dem Hotel meines Vaters gekommen? — Wie solltest Du mich in dein Haus gebracht haben? — Noch einmal, es ist unmöglich.«

Der Marquis schwieg. Diesen so bestimmten und dringenden Fragen seiner Verlobten gegenüber verlor er alle Geistesgegenwart und was konnte er übrigens in der Unmöglichkeit, in der er sich befand, die Wahrheit zu offenbaren, antworten?

Jane heftete scheue Blicke auf ihn — sie erstaunte, sein Schweigen beunruhigte sie. Plötzlich erweiterten sich ihre Augen, der fieberhafte und flüchtige Glanz ihrer Wangen verschwand, um der tödtlichsten Blässe Platz zu machen. Sie zitterte an allen Gliedern und mit halberstickter Stimme fragte sie:

»Gott des Himmels, ich fürchte zu verstehen! René, Du verschweigst mir ein Unglück. — Was für ein Unglück ist geschehen? Hat sich während meines langen Schlafes der Tod auf das Haus Simeuse herabgesenkt, um meinen Vater oder meine Mutter hinwegzuraffen? — René, René, bin ich verwaist?«

»Nein Jane, Du irrst Dich!« rief der Marquis. »Es ist nichts der Art geschehen.«

»Der Herzog und die Herzogin — meine Eltern?«

»Sind beide am Leben und gesund.«

»Du schwörst es mir, René?«

»Ja, theure Jane, und zwar ohne zu zögern.«

»Bei deiner Ehre?«

»Bei meiner Ehre und bei meiner Liebe!«

Ein Seufzer entrang sich Jane's erleichtertem Herzen.

»Nach einem solchen Schwure kannst Du nicht lügen,« sagte sie, »und ich kann nicht zweifeln. Aber noch einmal frage ich: warum bin ich hier? Warum ist meine Mutter nicht bei mir?«

»Liebe Jane,« stammelte René, »so seltsam Dir auch das, was ich begehre, scheinen mag, so beschwöre ich Dich doch auf meinen Knien, mich nicht zu befragen. Deine Mutter selbst wird Dir sagen, was Du zu wissen wünschest.«

»Wann?«

»Bald.«

»René, ist meine Mutter hier in diesem Hause?«

»Nein.«

»Dann führe mich zu ihr. Wir wollen keine Minute länger hier bleiben. Nein, auch keine Secunde. Ich will meine Mutter sehen, René, ich will sie augenblicklich sehen.«

»Ich kann Dich nicht zu ihr führen, theure Jane, aber wohl kann ich sie zu Dir bringen.«

»Nun, dann möge sie kommen, dann möge sie kommen! Geh! geh rasch und hole sie. Du siehst, daß ich warte, daß ich sie rufe, und daß ihre Abwesenheit mir grausame Schmerzen bereitet. René, wenn Du mich liebst, so beeile Dich.«

»Ich gehe,« sagte der Marquis, indem er sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Sein von Fräulein von Simeuse ausgesprochener Name bewog ihn, sich wieder rasch herumzudrehen.

»René,« stammelte Jane, deren Gesicht tiefen Schrecken kundgab, »soll ich allein hier bleiben?«

Die Goule hatte schon seit einigen Minuten das Zimmer verlassen, um sich in das von ihr in der vergangenen Nacht eingerichtete Laboratorium zu begeben.

In dem Augenblicke, wo Jane diese letzten so eben mitgetheilten Worte sprach, trat sie eben so geräuschlos, wie sie hinausgegangen war, wieder herein.

»Nein, Sie werden nicht allein sein, Fräulein,« sagte sie, indem sie sich plötzlich zeigte.

Jane schauderte, als sie Perinens Stimme hörte. Noch mehr schauderte sie, als sie dieses schwarze, verschleierte Phantom auf sich zukommen sah.

»René, wer ist diese Frau?« stammelte sie mit dem Ausdrucke der Angst.

Perine antwortete:

»Diese Frau, mein Fräulein, ist ein armes Geschöpf, welches mit Freuden sein Leben für die Tochter des Herzogs von Simeuse hingeben würde. Fragen Sie den Marquis, fragen Sie ihn, ob ich zögern würde, mein Blut Tropfen um Tropfen für Sie zu vergießen?«

»Das ist wahr,« sagte René; »ich bestätige es. Ich bürge für diese Frau, theure Jane. Ich schwöre Dir, daß Du, von ihr gehütet, nichts zu fürchten hast.«

Jane senkte das Haupt.

»Ich begreife nicht,« sagte sie nach einigen Augen-

blicken, »aber ich glaube Dir und bin ruhig. Geh und hole daher meine Mutter, René, und ich bitte Dich nochmals, beeile Dich. Ich bin an Leib und Seele gebrochen und nur die Küsse meiner Mutter können mir die Kraft wiedergeben, welche erlöscht, und das Leben zurückrufen, welches zu entfliehen droht.«

Perine nahm von einem Nebentische einen silbernen Becher, den sie so eben aus dem Laboratorium mitgebracht. Sie näherte sich Jane und bot ihr diesen Becher.

»Mein Fräulein,« sagte sie zu ihr, »trinken Sie.«

»Was ist das?« stammelte Jane, ohne den Becher anzunehmen, aber auch ohne ihn zurückzustoßen.

»Es ist ein einfacher, aber kräftiger Trank, dessen wunderbare Wirkung Sie sogleich empfinden werden.«

Jane zögerte immer noch.

Die Goule gab René einen Wink.

»Theure Jane,« sagte Letzterer, »trink, — ich bitte Dich darum.«

»Du willst es?«

»Ich bitte Dich darum.«

Jane ergriff den Becher und leerte ihn auf einen Zug.

»Das schmeckt sehr bitter,« murmelte sie sodann, indem sie den Becher zurückgab. »Bitter und brennend.«

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so sank sie auf das Sopha zurück, neben welchem sie gestanden. Eine unüberwindliche und plötzliche Erstarrung bemächtigte sich ihrer. Ihr Kopf sank zurück, ihre Augen schlossen sich und ihr ganzes Sein bot den Anblick des ruhigsten und tiefsten Schlafes.

»Perine,« sagte René, »was soll das heißen? Was habt Ihr gethan?«

»Was ich thun mußte,« antwortete die Goule. »Die Aufregung des armen Kindes erschreckte mich. Ich sah das Fieber wiederkommen. Das Fieber führt das Delirium herbei und auf dieses folgt nur zu oft der Wahnsinn. Ich habe das Uebel bekämpft. Ihre Verlobte ist eingeschlafen, wie Sie sehen, und wird zwei Stunden schlafen. Seien Sie daher in zwei Stunden mit dem Herzog und der Herzogin hier, damit Jane bei ihrem Erwachen ihre Eltern erblickt. — Gehen Sie, Herr Marquis, gehen Sie.«

Zwölftes Capitel.

Ein Wiedersehen.

Es war beinahe Mitternacht, als René, nachdem er ganz Paris durchritten, sein schaumbedecktes Pferd an dem Thore des Hotels Simeuse anhielt.

Er stieg ab und zog die Klingel, ehe man ihm aber öffnete, mußte er einige Minuten lang durch die Gitterstangen des Thores hindurch mit dem Schweizer parlamentiren, der das Amt eines Thürhüters versah und in der Finsterniß und zu dieser ungewohnten Stunde den Besucher durchaus nicht erkannte, sondern ihm antwortete, daß der Herzog und die Herzogin mitten in der Nacht Niemanden empfängen.

Endlich nachdem René zehnmal seinen Namen genannt,

durfte er in den Ehrenhof hinein und lenkte seine Schritte rasch nach dem Perron des Hotels.

Hier stieß er auf neue Schwierigkeiten von Seiten eines Kammerdieners, der ihm ehrerbietig, aber hartnäckig antwortete, daß der Herzog und die Herzogin sich schon seit länger als einer Stunde in ihre Gemächer zurückgezogen hätten und daß er nicht wagen dürfe, sie zu stören.

René bestand auf seinem Verlangen, aber der Kammerdiener gab nicht nach.

Unser Held stand schon im Begriff, mit Gewalt den Eingang zu erzwingen und sich selbst anzumelden, als zum Glück ein durch den lauten Wortwechsel aufmerksam gewordenes Kammermädchen zu ihrer Herrin eilte und sie von diesem Vorgange in Kenntniß setzte.

Die Herzogin hatte sich noch nicht zur Ruhe gelegt. Sie gab sofort Befehl, René einzulassen und ihrem Gemal die Meldung zu machen.

»Ach, lieber Sohn,« rief die edle Dame, indem sie den Marquis mit wahrhaft mütterlichem Gefühl umarmte, »wie überrascht, aber auch wie erfreut bin ich, Sie zu sehen! Nach dem Lebewohl, welches Sie bei unserer letzten Unterredung an uns richteten, glaubte ich, Sie wären abgereist und jetzt fern von Frankreich.«

»Frau Herzogin,« entgegnete René, »ich habe Paris nicht verlassen.«

»Dann, mein lieber Sohn,« murmelte die Herzogin im Tone sanften Vorwurfs, »ist es sehr unrecht von Ihnen gewesen, so lange Zeit vergehen zu lassen, ohne denen, welche Sie so zärtlich lieben, eine Erinnerung zu widmen.«

»Klagen Sie mich nicht an, Frau Herzogin. Meine Gedanken waren stets bei Ihnen.«

»Aber warum dieses Geheimniß?«

»Weil ich mir geschworen hatte, nicht eher wieder vor Ihnen zu erscheinen, als bis ich meine Aufgabe gelöst hätte.«

»Und von was für einer Aufgabe sprechen Sie?«

»Von der Aufgabe, Ihnen Ihre Tochter wieder zu geben.«

Die Herzogin heftete auf den Marquis einen Blick, in welchem sich Unruhe und Erstaunen aussprachen, dann wechselte sie mit dem Herzoge, der eben eingetreten war und diese letzten Worte gehört hatte, einen Blick, welcher deutlich fragte:

»Sollte die Verzweiflung dem Armen den Verstand geraubt haben?«

»Sie wollen uns unsere Tochter wieder geben?« wiederholte der Herzog, indem er René die Hand drückte; »habe ich recht gehört?«

»Ja, Herr Herzog.«

»Mein lieber Sohn, was wollen Sie damit sagen? Wir verstehen einander nicht. Wie könnten Sie uns Jane wieder geben, da diese ja für uns nicht verloren ist? Wenn irgend eine Gefahr sie bedrohte, so würden wir es wissen, wir wären dann bei ihr, um sie zu vertheidigen, die Unruhe würde uns verzehren, und Sie sehen dagegen, daß wir in tiefster Ruhe leben.«

»Weil Sie nichts wissen,« rief René; »weil eine dichte Wolke Ihnen den Abgrund verschleiert, dessen Tiefen ich untersucht habe.«

»Noch einmal, erklären Sie sich.«

»Ich werde es thun, Herr Herzog, vor allen Dingen aber bitte ich Sie, geben Sie Befehl, einige Ihrer Leute zu wecken und lassen Sie einen Wagen anspannen, denn nichts darf Sie abhalten, wenn der Augenblick, mir zu folgen gekommen sein wird; und dieser Augenblick steht nahebevor.«

Der Herzog ward diesem unauflöslichen Räthsel gegenüber immer fester überzeugt, daß René nicht recht bei Verstande sei und daß der Kummer, Jane in den Armen eines Nebenbuhlers zu sehen, ihn geraden Weges zum Wahnsinn geführt habe.

Indessen, und da er diese schmerzliche Ueberzeugung seinem jungen Freunde verbergen wollte, schlug er auf eine Glocke und ertheilte dem eintretenden Diener den von René gewünschten Befehl.

»Und nun, mein Sohn,« sagte er, als dieser Diener das Zimmer verlassen hatte, »nun sprechen Sie.«

»Eben deshalb bin ich gekommen,« entgegnete René; »Sie sollen Alles erfahren, aber um's Himmels willen, waffnen Sie sich, rufen Sie Ihre ganze Kraft zu Hilfe, um nicht dem Schlage der furchtbarsten Gemüthsbewegungen zu erliegen. Uebrigens aber zittern Sie nicht. Verbannen Sie die Furcht, welche sich vielleicht bei meinen ersten Worten Ihrer bemächtigen wird. Es ist eine frohe Nachricht, die ich Ihnen bringe, denn die Stunde der Gerechtigkeit hat endlich geschlagen und der Abgrund hat seine Beute herausgegeben.«

René sprach mit Exaltation, aber nichts in seinem Blicke oder in seiner Haltung, oder in dem Tone seiner

Stimme ließ auf Wahnsinn schließen. Der Herzog und die Herzogin begannen eine unwillkürliche Unruhe zu empfinden.

René hob wieder an:

»Jane von Simeuse lebt und ist frei! sie ruft Sie — sie erwartet Sie! Ehe noch eine Stunde vergeht, wird sie in Ihren Armen liegen und Ihnen Kuß um Kuß zurückgeben. Aber nicht in dem Hotel der Rue d'Enfer werden Sie Ihre Tochter wieder finden. Die Gattin des Barons von Kerjean, oder vielmehr seine Buhlerin — denn die unter einem falschen Namen vollzogene Trauung ist nur ein gotteslästerliches Possenspiel — dieses Weib ist für Sie weiter nichts, als eine Fremde — eine Feindin — sie ist niemals Ihr Kind gewesen — sie hat den süßen Namen Jane's gestohlen, wie sie Ihnen Ihre Zärtlichkeit und Ihr Gold gestohlen hat. Dieses nichtswürdige, fluchbeladene Geschöpf, diese Abenteurerin, diese verurtheilte Verbrecherin heißt nicht Jane von Simeuse, sondern Carmen, die Gitana.«

René schwieg eine Secunde.

Der Herzog und die Herzogin vermochten kaum zu athmen und vernichtet, versteinert fragten sie sich in diesem Augenblicke, ob sie das Spielwerk eines seltsamen, furchtbaren Traumes seien.

René fuhr fort:

»Nicht wahr, das, was ich Ihnen so eben sagte, ist mehr als seltsam? Es ist unerhört! es ist unmöglich! Ich weiß es wohl. Wenn man solche Dinge aufstellt, so ist man entweder von Sinnen, oder man hat die Hände voll

Beweise. Ich bin aber nicht von Sinnen, und meine Beweise sind folgende. Hören Sie mich an.«

Und nun begann René die Erzählung der uns bereits bekannten Thatsachen und verfolgte dieselben bis zu ihrer Entwickelung.

Diese rasche Erzählung war so klar und von so unangreifbarer Logik, daß sie sogleich auf den ersten Schlag Licht in die Finsterniß brachte. Der Herzog und die Herzogin fühlten sich nicht erschüttert oder ungewiß, sondern überzeugt und die Wahrheit erschien ihnen in ihrer ganzen Größe, blendend und belebend wie die Sonne.

»René! lieber René!« rief die Herzogin, die Thränen trocknend, welche ihre Wangen benetzten und indem sie den Marquis mit überwallender Dankbarkeit und Zärtlichkeit umarmte. »Der gute und gerechte Gott sei tausendmal gepriesen, da er mir durch Sie unsere wirkliche Tochter zurückgibt und mir erlauben wird, Sie noch meinen Sohn zu nennen.«

»Jane erwartet uns! Jane ruft uns!« setzte der Herzog hinzu. »René selbst sagte es soeben. Eilen wir, sie aufzusuchen! Eilen wir! Eilen wir!«

Der Wagen stand fertig angespannt vor dem Perron des Hotels. Die Herzogin hüllte sich in einen Pelz. Der Herzog warf einen Mantel über die Schultern. Dann nahmen beide mit René Platz in dem Wagen, welcher blitzschnell fortrollte und die von René vorgezeichnete Richtung verfolgte.

Unterwegs setzte letzterer Jane's Eltern von den Vorschriften der Goule ebensowie von der unbedingten Nothwendigkeit in Kenntniß, Jane keines der furchtbaren Ereig-

nisse ahnen zu lassen, deren Heldin und Opfer sie gleichzeitig gewesen.

In dieser Beziehung ein kluges Schweigen zu bewahren, war weder unmöglich noch auch nur schwierig.

Aber wie, durch welche geschickte Lüge, unter welchem hinreichenden Vorwand sollte man Jane ihr Erwachen in dem Hause René's erklären, während sie sich doch so gut entsann, daß sie im Hotel Simeuse eingeschlafen war?

In dem Augenblick, wo die Drei schon zu fürchten begannen, daß es ihnen unmöglich sein würde, bis zur gegebenen Zeit diesen unumgänglich nothwendigen Vorwand und diese Lüge zu finden, kam die Herzogin plötzlich auf einen Gedanken.

»Jane,« sagte sie, »kennt die doppelte Prophezeihung, durch welche sie während des Verlaufes ihres zwanzigsten Lebensjahres mit einem beinahe unvermeidlichen Tode bedroht ward. Ich werde sie ohne Mühe überreden, daß ich, nachdem ich sie zweimal vierundzwanzig Stunden lang in furchtbare Lethargie versunken gesehen, zum zweiten Male gegangen sei, um das Orakel zu befragen und daß ich von diesem die Versicherung erlangt, daß meine Tochter nicht anders gerettet werden könne, als in Abwesenheit ihrer Mutter und unter dem Dache ihres Verlobten.«

Wie wenig wahrscheinlich eine solche Erklärung auch erschien, so war sie dennoch hinreichend und ward als solche angenommen.

In dem Augenblick, wo dieser Entschluß gefaßt worden, machte der Wagen Halt.

»Sind wir zur Stelle?« fragte die Herzogin, deren Herz gewaltig zu schlagen begann.

René steckte den Kopf zum Wagenfenster hinaus.

»Noch nicht,« antwortete er.

»Nun, warum fahren wir dann nicht weiter?«

Der Kutscher gab die Lösung des Räthsels. Man hatte die Grenze der Ebene von Monceaux erreicht und er wußte nicht mehr, nach welcher Seite hin er sein Gespann lenken sollte.

René stieg neben ihn auf den Bock, denn selbst die genauesten und umständlichsten Instructionen wären bei der rabenschwarzen Finsterniß vergeblich gewesen, und nachdem noch zehn Minuten vergangen waren, machte der Wagen abermals Halt, diesmal aber vor dem grauen Thore der Umfassungsmauer.

Das Thor ward von René selbst geöffnet. Dann gingen alle Drei die Allee hinauf, traten in das kleine Haus, erstiegen die in die erste Etage führende Treppe und überschritten die Schwelle des Zimmers, wo René die schlafende Jane zurückgelassen.

Sie schlief immer noch — zum Glück — denn die Herzogin besaß nicht genug Gewalt über sich selbst, um das krampfhafte Schluchzen zu unterdrücken, welches aus ihrem Herzen auf die Lippen emporstieg, als sie die Augen auf ihre Tochter warf, und sie diesen abgemagerten Körper und das bleiche schöne Gesicht sah, welches noch unverkennbare Spuren von zahllosen Entbehrungen, von langen und grausamen Qualen trug.

»Meine Tochter, meine arme angebetete Tochter!« stammelte sie. »Soll ich Dich so wiedersehen? Ach, ich bin eine schlechte Mutter! Ich war glücklich — ich war sorglos und ruhig. — Keine Stimme rief mir zu: Deine

Tochter leidet! Deine Tochter friert! Deine Tochter hat Hunger! — Jane, Jane, verzeihe mir, denn ich werde mir niemals verzeihen!«

Perine näherte sich der Herzogin.

»Madame,« sagte sie zu ihr, »ins Himmels Namen, im Namen Ihrer Tochter selbst seien Sie stark. — Fräulein von Simeuse wird bald erwachen — sie darf, ihre Thränen nicht sehen.«

Die Herzogin begriff die Nothwendigkeit, ihrem Gesicht den Anschein einer Ruhe zu geben, die ihrem Herzen gleichwohl fremd war. Sie trocknete ihre Thränen, sie unterdrückte ihr Schluchzen, sie befahl ihren Lippen zu lächeln und sie wartete.

Dieses Warten war von kurzer Dauer.

Kaum waren noch einige Minuten vergangen, so schlug Jane die Augen auf. Ihr erster Blick begegnete der Herzogin, welche am Sopha kniete und ihr die zitternden Hände entgegenstreckte.

Jane stieß einen einzigen Schrei aus, wie galvanisirt sprang sie empor und sank wie zermalmt von Glück und Freude in die Arme ihrer Mutter.

Gott ist mächtig und Gott ist gerecht! Die Mutter und die Tochter waren endlich vereinigt, — vereinigt, um sich nie wieder zu trennen.

Eine ganze Stunde ward nun den unermeßlichen Freuden dieses Wiedersehens gewidmet. Der mütterliche Freudenrausch der Herzogin grenzte an Extase. Die Mutter fand ihr Kind wirklich wieder, sie fühlte ein verwandtes Herz an dem ihrigen schlagen und während sie die Wonne dieses Fleisches von ihrem Fleische schmeckte, ver-

gleich sie dieselbe mit den kalten, erzwungenen und lügenhaften Liebkosungen Carmen's, der Gitana, und begriff nicht, wie sie sich hatte von einer so kecken, höllischen Creatur betrügen lassen können.

* * *

Der Herzog faßte René am Arm und führte ihn in die tiefe Brüstung eines Fensters.

»Mein Sohn,« fragte er ihn, »was wollen Sie nun thun? Oder vielmehr, was wollen wir thun? Ihre so edle, so heldenmüthige, so bewunderungswürdige Handlungsweise gibt Ihnen das unbestreitbare Recht, über die Zukunft zu entscheiden. Was haben Sie beschlossen?«

»Herr Herzog,« hob René wieder an, »oder vielmehr mein Vater, da Sie mir erlauben, Ihnen diesen so süßen Namen zu geben, die Lage, in welche Sie versetzt sind, ist eine unerhörte. In den Augen der Welt ist die Abenteurerin, welche man gegenwärtig die Baronin von Kerjean nennt, wirklich Ihre Tochter. Diese würdige Genossin des Banditen zu entlarven, wäre etwas Leichtes und die Polizei würde uns dabei unterstützen, wenn wir uns an sie wenden wollten. Die Richter des Tribunals von Nantes würden die nichtswürdige, von ihnen zum Tode verurtheilte Verbrecherin wiedererkennen und der Henker sich seiner Beute wieder bemächtigen. Mir scheint aber — und ohne Zweifel werden Sie diese Meinung theilen — daß wir ein furchtbares Aufsehen, einen großen Lärm machenden Proceß, bei welchem der Name Simeuse, wenn auch nicht geschändet — denn dies kann er niemals werden — doch genannt werden würde, um jeden Preis vermeiden müssen.«

»In dieser Beziehung denke ich gerade wie Sie, mein Sohn,« murmelte der Herzog.

»Dann,« fuhr der Marquis fort, »gibt es auch nur einen einzigen Ausweg. Sie müssen mich allein beenden lassen, was ich allein begonnen habe.«

»Sie wollen wahrscheinlich Ihre Angriffe gegen den Baron von Kerjean richten, nicht wahr?« fragte der Herzog mit sichtbarer Unruhe.

»Ja, allerdings und zwar ohne Zögern und ohne Furcht.«

»Nehmen Sie sich in Acht, René, nehmen Sie sich in Acht!«

»Wovor denn, Herr Herzog?«

»Dieser Mensch ist ein furchtbarer Gegner. Sie wissen aus Erfahrung, daß er vor nichts zurückbebt — er ist stark und mächtig.«

»Ich aber bin noch stärker und mächtiger als er, denn ich habe Gott und das gute Recht auf meiner Seite. — Ist es nicht augenscheinlich, ist es nicht einleuchtend, daß der Himmel, der mich so offenkundig bis diese Stunde beschützt, der mich wohlbehalten aus allen mir von Kerjean gelegten Schlingen hat hervorgehen lassen, mich auch im entscheidenden letzten Augenblicke nicht verlassen wird? — Ich habe Ihnen Jane wiedergegeben und Jane ist mir wiedergegeben. Dies ist der wahre Triumph, alles Uebrige ist nichts. — Haben Sie Vertrauen, mein Vater, lassen Sie mich mein Werk vollenden — fürchten Sie nicht für mich.«

»Nun, so thun Sie es, lieber Sohn,« rief der Herzog, durch die vertrauensvolle Zuversicht René's ebenfalls er-

muthigt. »Gehen Sie und Gott geleite Sie. Vergessen Sie aber nicht, daß Sie Jane gehören, ebenso wie Jane Ihnen angehört und daß Sie nicht mehr das Recht haben, über Ihr Leben zu verfügen.«

Auf diese letzten Worte folgte ein Augenblick des Schweigens. René unterbrach es zuerst.

»Herr Herzog,« sagte er, »nicht wahr, Sie sind eben so wie ich der Ansicht, daß Niemand auf der Welt in diesem Augenblicke etwas von Jane's Existenz ahnen darf und daß meine Braut nicht in das Hotel Simeuse zurückkehren kann, so lange die Baronin von Kerjean die Königin des Hotels in der Rue d'Enfer ist? Damit die Eine von Beiden wieder auf der Bühne erscheine, muß erst die Andere davon verschwinden.«

Der Herzog machte eine bejahende Geberde.

»Deshalb fassen Sie einen entscheidenden Entschluß,« fuhr René fort, »und fassen Sie ihn ohne Verzug. Verlassen Sie Paris noch diese Nacht — nehmen Sie die Frau Herzogin und Jane mit — verbergen Sie meine Braut auf einem Ihrer Landgüter, bewachen Sie dieses Kleinod Tag und Nacht und warten Sie, bis ich komme — was übrigens nicht lange dauern wird — und Ihnen sage: Hier bin ich — das Werk ist beendet — der Satan ist überwunden — mein Vater, segnen Sie Ihre Kinder!«

»Ihr Wille geschehe, mein Sohn,« antwortete der Herzog, indem er den jungen Mann an seine Brust zog und mit fast ehrerbietiger Zärtlichkeit umarmte. »In einer Stunde reisen wir ab.«

* * *

Der Tag begann zu grauen. René hörte an einem geöffneten Fenster stehend das immer schwächere Rollen des Wagens, welcher sich mit Jane von Simeuse entfernte.

Als von dem Gerassel der Räder nichts mehr zu hören war, schloß René das Fenster und drehte sich um.

Perine stand ihm gegenüber. Die ehemalige Herrin des Rothen Hauses und der Marquis wechselten einen Blick und murmelten Beide:

»Nun, zur Rache.«

Dreizehntes Capitel.

Morales erfährt eine unangenehme Ueberraschung.

Die von der Goule in Bezug auf Morales erlangte Auskunft, welche wir sie dem Marquis haben mittheilen hören, war vollständig genau.

Jeden Abend begab sich der Bruder der angeblichen Baronin von Kerjean aus dem Teufelshotel, nachdem er einige Hände voll falsches Gold in die Taschen gesteckt, zu Fuße nach einer ganz nahe am Quai, am äußersten Ende der Rue Dauphine gelegenen Kneipe, deren Wirthin eine ziemlich hübsche Frau, Namens Seraphine, war.

Die Vergangenheit dieser Seraphine zählte eine Menge Leichtfertigkeiten und Schlechtigkeiten, so wie auch eines jener empörenden unnatürlicheu Verbrechen, welches das Gesetz aller Zeiten mit dem Tode bestraft hat.

Perine oder die Goule kannte dieses Verbrechen um

so besser, als sie selbst es war, welche Seraphinen die Mittel gegeben, es zu begehen.

Dieser Umstand gab Letztere vollständig in die Gewalt ihrer ehemaligen Mitschuldigen. Diese benutzte ihre Macht, um zu befehlen, und fand stets willigen Gehorsam.

Während des Abends des Tages, welcher auf das Wiedersehen folgte, dem wir unsere Leser haben beiwohnen lassen, überschritt Perine, dichter als jemals verschleiert und von dem Marquis begleitet, der sich durch eine vollständige Vermummung unkenntlich gemacht, die Schwelle des Spielhauses der Rue Dauphine.

Seraphine hatte das ganze Haus inne. Das Spielzimmer befand sich im ersten Stockwerke.

Die Goule und René wurden von Seraphinen in ein an dieses Zimmer stoßendes Gemach geführt. Eine Art Guckfenster, welches geschickt in der flamländischen, mit großen Figuren bemalten Tapete angebracht war, gestattete, Alles zu sehen und zu hören, was die Spieler thaten oder sagten.

René sank erschöpft von Nachtwachen und Gemüthsbewegungen auf einen Stuhl nieder — nicht um zu schlafen, sondern blos um ein wenig auszuruhen.

Perine besaß, wie wir wissen, Nerven und Muskeln, die von Stahl zu sein schienen. Sie empfand keine Müdigkeit und stellte sich an das Guckfenster, um zu beobachten.

Schlag eilf Uhr drehte sie sich nach René herum und sagte:

»Herr Marquis, da ist er.«

Jane's Verlobter stand sofort auf, und schaute ebenfalls durch das Fensterchen.

Perine sah ihn eine rasche Bewegung des Abscheues und des Widerwillens machen.

»Was gibt es?« fragte sie ihn.

»Ich erkenne diesen Elenden,« antwortete René, »ich habe ihn schon zweimal gesehen — das erste Mal in der Einhegung der Rue Tombe-Issoire, wo er als Meuchelmörder auftrat, das zweite Mal auf dem Balle im Teufelshotel an der Seite seiner würdigen Schwester.«

»Sehr gut. Ohne Zweifel wird er noch diese Nacht seine Schuld bezahlen.«

»Ich weiß nun Alles, was ich wissen wollte,« fuhr René fort. »Verlassen wir jetzt dieses Haus — die Atmosphäre, welche hier herrscht, erdrückt mich — die Nähe dieses feigen Mörders ist mir widerlich.«

Die Goule und René verließen die Spelunke.

Eine Stunde später, das heißt gegen Mitternacht, war das Pharao-, Bassette- und Landsknechtspiel in vollem Gange. Eine gewisse Anzahl der Stammgäste dieses Hauses bestand aus Spitzbuben und Gaunern von Profession, andere gehörten zu der Kategorie jener Moderitter, welche Dancourt mehr als einmal auf die Bühne gebracht hat.

Das Gold rollte nur so auf den grünen Teppichen, und dem größten Theile der Costüme fehlte es, obschon sie ein wenig aus der Ordnung gekommen waren, doch weder an Eleganz, noch an Reichthum.

Morales für seine Person blendete förmlich durch die Pracht der Stickereien und Vergoldungen, womit seine Kleidung herausgeputzt war.

Seraphine, welche das Spielzimmer seit einigen Minuten verlassen, kehrte in diesem Augenblick in dasselbe

zurück. Sie näherte sich dem ehemaligen Gitano und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Carmens Bruder hatte in Folge mehrerer glücklichen Würfe eine ziemlich bedeutende Summe gewonnen und in seinen weiten Taschen verschwinden lassen, indem er zugleich Sorge trug, das gewonnene Geld nicht mit den gefälschten Louisd'ors seines Einsatzes zu vermengen.

Er war an diesem Abend in der liebenswürdigsten Laune Lächelnd drehte er sich herum, und als er Seraphinen hinter sich sah, drückte er die Hand, welche die junge Frau auf seine Schulter legte, galant an die Lippen.

»Senor Don Gusman,« sagte Seraphine in gedämpftem Tone zu ihm.

»Was wünschen Sie, meine schöne Dame?«

»Haben Sie nicht irgend ein Rendezvous für diese Nacht versprochen?«

»Nein — daß ich nicht wüßte.«

»Besinnen Sie sich.«

»Ich mag mich besinnen, wie ich will, so fällt mir nichts ein. Doch wozu diese Fragen, schöne Wirthin?«

»Weil ein Wagen drunten auf der Straße vor meiner Thür hält und in diesem Wagen Jemand sitzt, der nach Ihnen fragt.«

»Nach mir?«

»Ja, nach Ihnen, Don Gusman.«

»Und wer ist dieser Jemand, wenn ich fragen darf?«

»Eine Dame.«

Morales that, als ob er dies gar nicht außerordentlich fände, und begann sich mit der Miene eines Herzen-

eroberers den Schnurbart zu streichen. Gleich darauf aber nahm er eine verächtliche Miene an und rief:

»Die Damen machen es zu toll, Caramba! Ihre Indiscretion übersteigt alle Begriffe. Daß man doch nicht ein paar Stunden in Ruhe spielen kann! — Ich kann mich jetzt nicht stören lassen. Ich bin bei Ihnen, schöne Frau — ich befinde mich hier wohl — ich bleibe da. — Lassen Sie der Dame antworten, man habe mich heute Abend hier noch nicht gesehen.«

Seraphine schüttelte den Kopf.

»Was hält Sie ab?« fragte Morales.

»Ihr eigenes Interesse,« entgegnete die Wirthin. »Der Diener dieser Dame ersuchte mich, Ihnen zu sagen, es handle sich um eine Sache von großer Wichtigkeit — seine Herrin sei Baronin und käme aus der Rue d'Enfer.«

Morales sprang sofort auf die Füße.

»Ha, zum Teufel!« sagte er bei sich selbst, indem er sich beeilte, den Hut aufzusetzen und seinen langen Degen umzugürten; »es ist Carmen in eigener Person, die mich hier sucht. Allerdings muß es sich um etwas sehr Dringendes und Wichtiges handeln, da die vornehme und mächtige Baronin von Kerjean um Mitternacht ihr Hotel verläßt und mich bis in diese Spelunke verfolgt. Auf welche Weise hat sie nur erfahren, daß ich hieher gehe? Das ist mir unbegreiflich. Man sollte wirklich glauben, meine vielgeliebte Schwester habe eine förmliche Polizeimannschaft zu ihren Befehlen, Caramba!«

Nachdem Morales dies gesagt, oder vielmehr gedacht, wickelte er sich in seinen Mantel, durchschritt das leere Vor-

zimmer, ging rasch die Treppe hinunter und sah sich nun auf der Straße.

Diese Straße war sehr dunkel, besonders für Jemanden, der so eben aus einem glänzend erleuchteten Zimmer trat. Kaum erkannte man die unbestimmten Umrisse eines Wagens, der zwei Schritte vor dem Hause hielt, und neben welchem ein Lakai stand.

Gerade in dem Augenblicke, wo Morales auf der Schwelle erschien, öffnete dieser Lakai die Wagenthür und schlug den Tritt herab.

Carmens Bruder stieg schnell in den Wagen, setzte sich auf den Vordersitz, oder ließ sich vielmehr darauf niedersinken und murmelte:

»Wohlan, liebe Baronin, ich stehe Dir zu Befehl. Du siehst, daß ich nicht auf mich habe warten lassen. Um was handelt es sich? Sage mir es schnell, sehr schnell, denn bei dem heiligen Jago von Compostella, ich empfinde eine gewisse Unruhe —«

Die Antwort erfolgte sofort, aber wie sich nicht läugnen läßt, keineswegs in einer Weise, welche geeignet gewesen wäre, die Unruhe des ehemaligen Gitano zu beschwichtigen.

Er fühlte nämlich die Mündung eines Pistols seine Stirn berühren, während eine dumpfe Stimme von völlig männlichem Klange zu ihm sagte:

»Keinen Laut! keine Bewegung! kein Wort, Senor Don Gusman — wo nicht, so seid Ihr ein Kind des Todes. Das laßt Euch gesagt sein!«

Gleichzeitig setzte der Wagen sich in Bewegung und rollte blitzschnell davon.

Morales drückte sich von Furcht und Schrecken gelähmt in eine der Ecken des Wagens und schien einige Secunden lang mehr todt als lebendig. Allmälig jedoch ermannte er sich wieder und da der eiskalte Ring des Pistols aufgehört hatte seine Schläfe zu drücken, so wagte er zu stammeln:

»In's Himmels-Namen, wo führen Sie mich hin?«

»Das werden Sie sehen!« sagte die dumpfe Stimme.

»Was gedenken Sie mit mir zu machen?«

»Auch das werden Sie bald erfahren.«

»Haben Sie es auf meine Börse abgesehen? Ich habe Gold in den Taschen — nehmen Sie es — visitiren Sie mich — ich überlasse Ihnen Alles herzlich gern,« fuhr der Gitano fort.

Ein lautes, ironisches Gelächter war die ganze Antwort, die er erhielt.

»Ach,« fuhr er fort, »dann ist also mein Leben bedroht? Ach, haben Sie Erbarmen, haben Sie Mitleid und bringen Sie mich nicht um! Ich habe Ihnen ja nichts zu Leide gethan — ich habe in meinem Leben keinem Menschen etwas zu Leide gethan.«

»Schweigen Sie, Elender,« antwortete die Stimme in so gebieterischem Tone, daß Morales wieder zu zittern begann und den Mund nicht wieder aufzuthun wagte.

Der Wagen machte Halt, der Schlag ward von außen geöffnet und die Stimme hob wieder an:

»Steigen Sie aus, Senor Don Gusman, und vergessen Sie nicht, daß Sie verloren sind, wenn Sie zu fliehen versuchen.«

Diese Worte waren überflüssig. — Der unglückliche

Morales dachte nicht im entferntesten an Flucht. Er konnte kaum gehen und seine dünnen Beine trugen das doch so leichte Gewicht seines Körpers so schlecht, daß er an beiden Armen geführt werden mußte, um die kurze Entfernung zurückzulegen, die ihn von der grauen Thür der Vorhalle des kleinen Hauses trennte.

Unsere Leser haben längst errathen, daß Perine und René in dem Wagen warteten, in welchen Morales, das Opfer einer geschickt gelegten Schlinge, ohne Mißtrauen gestiegen war.

In dem Erdgeschoß des Hauses befand sich neben dem Salon ein kleines, vollkommen leeres Zimmer, dessen einziges Fenster von außen mit festen Eisenstangen versehen war. In dieses Zimmer ward Carmens Bruder gesperrt und eine Viertelstunde lang in der tiefen Finsterniß seinen durchaus nicht ermuthigenden Betrachtungen überlassen. Vergebens sagte er sich wiederholt, daß nichts unbedingt verloren sei, so lange man noch nicht gehängt ist, und mehr als einmal in seinem Leben hatte er sich glücklich aus gefährlichen Lagen gezogen, in welchen es keine Rettung mehr zu geben schien.

Eine bange Ahnung sagte ihm aber hartnäckig, daß es diesmal doch wohl anders kommen könne und der Teufel es endlich wohl müde geworden sei, ihn in Schutz zu nehmen.

Die Ungewißheit verdoppelte noch die Angst des Banditen. Er konnte nicht errathen, welchem unbekannten und furchtbaren Feind er in die Hände gefallen sei. Er schloß blos aus gewissen untrüglichen Anzeichen, daß dieser Feind unversöhnlich sein würde.

Kurz, Morales' Angst und Bestürzung hatten den höchsten Gipfel erreicht, als plötzlich die Thür des kleinen Gemachs sich öffnete und eine Stimme — es war die des Marquis — rief:

»Kommen Sie heraus, Senor Don Gusman — man erwartet Sie.«

Der ehemalige Gitano gehorchte taumelnd.

Das Schauspiel, welches sich ihm darbot, mußte seine Furcht noch immer höher steigern.

Vierzehntes Capitel.

Eine Komödie.

Das Schauspiel, welches sich Morales darbot, war von der Goule arrangirt und erinnerte an die seltsamen und geheimnißvollen Auftritte im Rothen Hause. Es war folgendes:

Mitten in dem schwach erleuchteten Salon sah man ein irdenes, mit glühenden Kohlen gefülltes Gefäß, in welchem Zangen, eiserne Haken und ein alter Dolch mit gekrümmter Klinge glühend gemacht wurden.

Ein Verlarvter, roth gekleidet wie die Folterknechte des Mittelalters, und mit bis an die Ellbogen entblößten Armen, stand an dem Kohlenbecken, und gab durch seine Gegenwart den eben erwähnten Marterwerkzeugen eine furchtbare Bedeutsamkeit.

Dieser angebliche Folterknecht war Niemand anders, als der Kammerdiener des Marquis. Perine hat es ange-

messen erachtet, ihn für die gegenwärtige Gelegenheit zur Würde des Nachrichters zu erheben. In der rechten Hand hielt er eines jener langen, schweren Schwerter, womit man früher die Staatsverbrecher enthauptete.

René, der nicht verkleidet war, aber eine Larve von schwarzem Sammt trug, saß in einem Lehnsessel hinter einem Tische, der mit Papieren und Pergamenten bedeckt war.

Neben ihm saß die Goule, schwarz gekleidet und verschleiert, uud einer unheimlichen, gespenstischen Erscheinung ähnlich.

Kaum hatte Morales die Schwelle des Salons überschritten, so verließen ihn plötzlich die Kräfte. Er sank auf die Knie nieder, ächzte und murmelte undeutlich gebrochene Worte, indem er seine krampfhaft zitternden Hände nach Perine und René ausstreckte.

Der Marquis winkte. Der vermeinte Scharfrichter streckte sein langes Schwert aus, dessen Spitze den Hals des Banditen leicht berührte.

Bei dieser unschädlichen, aber eiskalten Berührung glaubte Morales sich in tödtlicher Gefahr. Mit einem Satze sprang er auf, wich einige Schritte zurück und ließ den Salon von dem Geschrei und Gewinsel wiederhallen, welches seine unbändige Furcht ihm auspreßte.

»Schweigt, Verworfener!« rief René entrüstet, »tretet näher und macht Euch gefaßt, mir zu antworten, sonst gebe ich Befehl, Euch Hände und Füße zu binden.«

Morales schwieg augenblicklich und näherte sich unterwürfig, indem er demüthig sein langes Rückgrat bog.

»Vor allen Dingen, wie heißt Ihr?« fragte René.

»Ach, gnädiger Herr,« stammelte der Gitano, »Sie wissen das nur zu wohl. Ich heiße Don Gusman de Tulipano — ich bin ein spanischer Edelmann.«

»Ihr lügt!« unterbrach ihn der Marquis. »Ihr seid ein Zigeuner und Ihr heißt Morales!«

Der Gefangene wollte protestiren. René ließ ihm nicht Zeit dazu.

»Ihr seid,« fuhr er fort, »der Bruder einer Gitana oder Zigeunerin Namens Carmen. Ihr seid beide vor einigen Monaten durch das Tribunal von Nantes zum Tode verurtheilt worden — Ihr wegen Meuchelmordes, eure Schwester wegen Bigamie und ebenfalls Meuchelmordes.«

»Der heilige Jago von Compostella stehe mir bei!« rief Morales in gellendem Tone. »Alles dies sind abscheuliche Verleumdungen. Ich heiße, wie ich schon gesagt, und ich habe gar keine Schwester.«

»Ihr läugnet also?«

»Ja, ganz bestimmt.«

»Selbst mir gegenüber?« fragte Perine, indem sie sich dem Gefangenen näherte, dessen fahle Züge sich immer mehr und mehr verzerrten und der unwillkürlich zurückwich.

Es war ihm, als erkennte er die Stimme, welche so eben gesprochen.

»Wer sind Sie?« stammelte er.

»Ich bin die Herrin des Rothen Hauses — ich bin die Goule!« entgegnete Perine. »Läugnet Ihr immer noch?«

»Kehren denn die Todten aus dem Grabe zurück?« sagte Morales vor Schrecken halb von Sinnen zu sich selbst,

indem er zum zweiten Male auf die Knie niedersank. »Die Goule ist todt — das weiß ich.«

»Läugnet Ihr immer noch?« wiederholte Perine.

»Ich läugne nichts — ich gestehe. — Ja, ich heiße Morales und Carmen ist meine Schwester. Ja, das Tribunal von Nantes hat uns beide zum Tode verurtheilt, aber dieses Urtheil war ein schwerer Irrthum der menschlichen Gerechtigkeit, denn wir waren beide unschuldig.«

»Unschuldig, sagt Ihr?« hob René wieder an.

»Ja, ich schwöre es, gnädiger Herr, ich schwöre es bei meinem Seelenheil.«

»Ohne Zweifel wart Ihr eben so unschuldig wie an der Ermordung des Marquis von Rieux in der Einhegung der Rue Tombe-Issoire, nicht wahr?« fuhr René mit zermalmender Ironie fort.

Betäubt durch diesen neuen Schlag, auf welchen er durchaus nicht gefaßt war, konnte Morales anfangs kein Wort sprechen, nach einigen Augenblicken aber sah man ihn die Hände ringen und hörte ihn schluchzen und murmeln:

»Der Himmel hat meinen Untergang beschlossen. Was ist dies für eine neue Anklage? Was ist dies für ein schändlicher Mord, von dem ich nichts weiß und den man mir beimißt?«

René riß seine Larve vom Gesicht, wendete sich zu dem Gefangenen und sagte zu ihm:

»Sehet mich einmal an, Ihr armer unschuldig Angeklagter! Ich bin der Marquis von Rieux.«

Morales glaubte an den Tod der Goule und konnte übrigens nicht ahnen, daß diese letztere René kenne. Als er aber nun auf einmal den Marquis und die Wahr-

sagerin gegen ihn verbündet sah, gestand er sich, daß die Situation ihm verzweifelt vorkam und daß er wirklich verloren sei.

Er hörte daher auf, sich in unnützem Läugnen und zwecklosen Schwüren zu ergehen und warf sich mit dem Gesicht auf die Erde nieder, um den Tod zu erwarten, der, wie er glaubte, nicht verfehlen konnte, sofort auf ihn herabzuschmettern.

Aber er täuschte sich — seine Stunde hatte noch nicht geschlagen.

»Steht auf und nähert Euch diesem Tische,« befahl der Marquis nach längerem Schweigen.

Da Morales nicht schnell genug gehorchte, so riß ihn der als Henker verkleidete Diener in die Höhe und zwang ihn, bis an den Tisch zu treten, hinter welchem René saß.

Letzterer reichte dem ehemaligen Gitano ein Blatt Pergament und eine Feder.

»Dieses Blatt enthält das Geständniß aller eurer Verbrechen,« sagte er zu ihm, »unterschreibt dieses Geständniß.«

Morales ergriff die Feder, in dem Augenblicke aber, wo er seinen Namen schreiben wollte, kam ihm ein plötzlicher Gedanke ein.

»Im Grunde genommen,« rief er, »kann man mich doch nicht mehr als einmal umbringen. Ich unterschreibe nicht!«

»Ihr weigert Euch also?«

»Ja — und wenn Sie mich aufknüpfen lassen, Herr Marquis, so bringen Sie mich zu nichts.«

Die plötzliche und unerwartete Festigkeit des Gefan-

genen hatte einen Beweggrund, den unsere Leser ohne Zweifel errathen.

»Man will mir einen Handel vorschlagen,« sagte er bei sich selbst, »und mir für meine Unterschrift, wenn auch nicht die Freiheit, doch wenigstens das Leben bieten.«

René wendete sich zu seinem Diener.

»Sind die Eisen glühend?« fragte er ihn.

»Ja, Herr Marquis, Alles ist bereit.«

»Gut. Entkleidet diesen Elenden und sehet zu, daß Ihr ihn bald zum Gehorsam zwingt.«

»Ja, Herr Marquis,« wiederholte der Diener, indem er zugleich Morales beim Kragen packte.

Beeilen wir uns hinzuzufügen, daß der Marquis nicht im entferntesten daran dachte, wirklich Folterqualen in Anwendung bringen zu lassen, um Morales zu zwingen. Er war, und zwar mit Grund, überzeugt, daß schon die Androhung genügen würde, um seine Absicht durchzusetzen.

In der That hatte der Gefangene kaum die zwischen dem Marquis und dem rothen Manne gewechselten letzten Worte gehört, als er zu zittern begann wie ein Mensch, der das kalte Fieber hat — seine Zähne klapperten und mit erstickter Stimme röchelte er:

»Ich unterschreibe — ich unterschreibe — im Namen aller Heiligen des Paradieses, löschen Sie dieses Feuer aus — ich unterschreibe!«

Gleichzeitig schrieb er seinen Namen mit ungeheuren Buchstaben an den Fuß des Pergamentes.

»Löschen Sie dieses Feuer aus!« wiederholte er, indem er sich mit scheuen Blicken wieder nach dem Kohlenbecken umsah.

»Noch nicht!« entgegnete René. »Es ist möglich, daß wir es sogleich bedürfen.«

»Nein, ich schwöre Ihnen, Sie werden es nicht bedürfen,« hob Morales wieder an. »Ich will Ihnen ohne Zwang und freiwillig Alles sagen, was Sie zu wissen wünschen. Fragen Sie, Herr Marquis, ich bin bereit, zu antworten. Zuvor aber lassen Sie dieses Feuer auslöschen — ich beschwöre Sie — diese glühenden Kohlen verwirren mir den Kopf.«

»Das Feuer kann nicht eher ausgelöscht werden, als bis Ihr geantwortet habt.«

»Dann möge der heilige Jago von Compostella mir beistehen! Was wollen Sie von mir wissen?«

Das Verhör des Banditen dauerte beinahe ein Stunde und drehte sich um eine Menge Einzelheiten, von welchen eine große Zahl unseren Lesern bereits bekannt ist. Wir werden deshalb hier nicht das ganze Verhör wiedergeben, sondern uns auf Anführung der hauptsächlichsten und interessantesten Punkte beschränken.

»Kennt Ihr die Parole, welche den Cameraden von der Fackel den Zutritt zu den unterirdischen Räumen des Teufelshotels öffnet?« fragte René seinen Gefangenen.

»Es gibt keine Parole mehr, ebensowenig als unterirdische Räume oder Cameraden von der Fackel,« antwortete der ehemalige Gitano.

»Was soll das heißen?« rief der Marquis. »Wie könnt Ihr Euch unterstehen, auf diese Weise zu lügen oder zu scherzen?«

»Ich lüge weder, noch scherze ich, Herr Marquis. Der heilige Jago von Compostella bewahre mich davor!

Ich sage die reine Wahrheit. Der geheime Bund ist aufgelöst, der vorhandene Gewinn getheilt und die drei Eingänge zu den unterirdischen Räumen sind vermauert. Die Agenten des Polizeilieutenants können, wenn sie Lust haben, das Teufelshotel von oben bis unten durchsuchen, sie werden nichts finden.«

René konnte kaum seinen Ohren trauen, so unwahrscheinlich, außerordentlich und unerklärlich kam ihm die Mittheilung vor, welche Morales machte.

»Der Geheimbund wäre aufgelöst? Die unterirdischen Räume wären vermauert?« wiederholte er erstaunt. »Ist dies möglich?«

»Ja, es ist möglich und es ist wahr, Herr Marquis.«

»Wann ist dies geschehen?«

»Erst in vergangener Nacht.«

»Warum aber? Zu welchem Zweck?«

»Warum? Weil seit einiger Zeit der Baron, mein ehrenwerther Schwager, keine Stunde und keine Minute Ruhe mehr hatte. Er glaubte fortwährend, es sei Alles entdeckt, es sei Alles verloren — kurz, eine bange Furcht verfolgte ihn unaufhörlich. — Sie fragen ferner, zu welchem Zweck? Mein Gott, einfach zu keinem andern, als um ruhig schlafen zu können und nicht Tag und Nacht den Donnerschlag einer polizeilichen Haussuchung fürchten zu müssen. Uebrigens findet der Baron, daß er reich genug ist, und ich bin ganz seiner Meinung. Er hat wenigstens drei Millionen vor sich gebracht — nicht in falschem Gelde, sondern in gutem Gold — und das ist ein hübscher Pfennig. Er gedenkt damit in London auf großem Fuße zu leben und ich glaube, es wird ihm dies sehr leicht sein.«

»In London!« rief der Marquis; »habe ich recht gehört?«

»Ohne Zweifel.«

»Der Baron von Kerjean will Paris verlassen?«

»Das ist sein Plan.«

»Bald?«

»Nächste Nacht.«

»Allein?«

»In Begleitung seiner Gemalin und des Kammerdieners Malo.«

»Und was ist der Grund dieser plötzlichen Abreise?«

»Kein anderer als die bangen Befürchtungen, von welchen ich soeben sprach. Der Baron und seine Gemalin werden fortwährend von schwarzen Gedanken verfolgt. Sie träumen vom Grèveplatze, vom Henkerkarren, von Buße und Pranger und dergleichen. Sie reden sich ein, daß eine große Gefahr über ihnen in der Luft schwebe. Ach, leider täuschen sie sich auch nicht. — Kurz, sie wandern auf unbestimmte Zeit aus und wollen in England warten, bis ihre bangen Ahnungen gehoben sind.«

»Und Ihr,« fuhr der Marquis fort, »was wird man denn mit Euch machen?«

»Mich wollte der Baron in Paris zurücklassen, damit ich ihn fortwährend von allen Dingen, guten sowohl als schlechten, unterrichtet halte und ihm regelmäßige, ausführliche Berichte nach London erstatte. Unglücklicherweise,« setzte Carmens Bruder wehmüthig hinzu, »hat mein böser Stern mich verrathen und ich sehe wohl, daß der Baron vor seiner Abreise sich an der Stelle des unglücklichen Mo-

rales mit einem andern Correspondenten wird versehen müssen.«

Ein langes Schweigen folgte auf diese Worte.

René versank in tiefes Nachdenken, dann winkte er der Goule.

Diese näherte sich ihm und Beide besprachen sich leise mit einander.

Morales erwartete, von ungeheurer Angst gefoltert, das Resultat dieses Nachdenkens und dieser Besprechung, denn er zweifelte nicht, daß er dem Gegenstand desselben nicht fremd sei.

Endlich richtete der Marquis den Kopf empor und sagte zu dem Gefangenen mit einem verächtlichen Ausdruck, von welchem keine Beschreibung einen entsprechenden Begriff geben könnte:

»Ihr habt zwanzigmal den Tod verdient, Elender. Gott und die Menschen haben Euch verdammt und ich hatte mir selbst geschworen, daß das Urtheil vollstreckt werden sollte. Der Zufall — ein ungerechter Zufall, welcher die Nichtswürdigkeit schützt — entscheidet anders. Ihr könnt euer Leben und eure Freiheit erkaufen.«

Dies war mehr, tausendmal mehr, als Morales, erwartete und hoffte. Sein fahles Gesicht ward scharlachroth wie das eines Menschen, welchen ein Blutschlag getroffen. Seine Augen schienen aus ihren Höhlen hervorzutreten und er stammelte:

»Alle Heiligen des Paradieses seien gepriesen. Was man auch von mir verlangen möge, so bin ich im Voraus damit einverstanden. Sprechen Sie, Herr Marquis, ich bin bereit.«

»Habt Ihr die Mittel, um in das Teufelshotel zu gelangen, ohne die Diener des Barons aufzuwecken?« fragte René.

»Ja, ich habe diese Mittel.«

»Worin bestehen dieselben?«

In einem Schlüssel zu der kleinen Thür des Gartens und in einem Hauptschlüssel, der alle übrigen Schlösser öffnet. Hier ist jener erste Schlüssel und hier der Hauptschlüssel.«

»Könnt Ihr,« fuhr der Marquis fort, »könnt Ihr noch diese Nacht und ehe eine Stunde vergeht, mich zu Luc von Kerjean und Carmen, der Gitana, führen?«

Ein nervöses Zittern schüttelte die Glieder des Banditen. Dennoch antwortete er ohne Zögern:

»Ja, ich kann es.«

»Und wollt Ihr es thun?«

»Ja, ich werde es thun.«

»Nun, dann auf mein Wort als Edelmann,« rief René, »dann sollt Ihr auch diese Nacht noch frei sein.«

Fünfzehntes Capitel.

Ein Drama.

Der Wagen, welchen wir bei der Entführung des würdigen Morales eine Rolle haben spielen sehen, hielt immer noch vor dem grauen Thore. Die drei Personen stiegen wieder hinein und das Gespann setzte sich in Bewegung, um in der Rue d'Enfer, nicht weit von dem beinahe

geheimen Eingang, Halt zu machen, den wir schon längst kennen.

Morales öffnete und ging voran. Der Marquis und Perine folgten, trugen aber Sorge, das Pförtchen angelehnt zu lassen, um dadurch im Nothfalle den Rückzug schneller und leichter zu machen.

»Besonders,« sagte der Marquis zu dem ehemaligen Gitano, »spielet kein falsches Spiel mit mir, wenn Euch euer Leben lieb ist, denn bei dem mindesten Anschein von Verrath schieße ich Euch nieder wie einen Hund.«

»Caramba!« entgegnete Morales rasch, »seien Sie unbesorgt. Für wen sollte ich Sie übrigens verrathen? — Der Baron von Kerjean und meine Schwester Carmen haben mich erst in die Klemme gebracht, worin ich mich jetzt befinde, und wenn ich nur auf ihre Kosten mir heraushelfen kann, so thut mir dies leid, aber ich kann es nicht ändern, hier heißt es: Ein Jeder für sich. — Sie mögen auch sehen, wie sie zurechtkommen!«

Der schmutzige Egoismus des Verworfenen trat in dieser Antwort deutlich zu Tage und bewies, daß er es aufrichtig meinte. Der Marquis sah dies auch recht wohl ein und folgte von nun an diesem verdächtigen und gefährlichen Gegner mit vollständigem Vertrauen.

Dicht hinter ihnen folgte die Goule, welche der Gedanke an die nahebevorstehende Rache mit wilder Freude erfüllte.

So durchschritten sie den Garten und erreichten das Hotel. Morales zog den Hauptschlüssel, von welchem er gesprochen, aus der Tasche, öffnete eine kleine Thür und trat in einen schmalen Gang, der zu einer geheimen Treppe

führte, mittelst welcher man in die Gemächer der ersten Etage gelangte.

Vollständiges Dunkel herrschte in dem Innern des Hotels nirgends. Ueberall hingen Laternen von Kupfer oder mattem Krystall an der Decke und verbreiteten einen milden Schein, der schwach genug war, um nicht den Schlaf zu verscheuchen, aber eben so auch doch hell genug, um leicht jede Richtung finden zu lassen.

René, Perine und Morales erstiegen die Treppe und durchschritten zahlreiche große, vollkommen leere Gemächer. Sie gingen langsam, mit Vorsicht und das Geräusch ihrer Tritte ward durch die dichten Teppiche eingesogen. Endlich gelangten sie in ein Vorzimmer, welches mit fürstlichem Luxus decorirt war. Im Hintergrunde dieses Vorzimmers ließ eine weiße vergoldete Thür gegen den dunkelbraunen Sammt der Wandtapete ihre schöngeschnitzten Felder abstechen.

Morales blieb stehen.

Der Marquis neigte sich zu ihm und fragte leise:

»Wo sind wir?«

Carmens Bruder zeigte mit dem Finger auf die weiße Thür.

»Dies da,« murmelte er, »ist das Zimmer des Barons. Erst kommt ein kleiner Salon, dann das Schlafzimmer Kerjean's und dann das Carmens.«

»Glaubt Ihr,« fuhr René fort, »daß diese Thür verschlossen sei?«

»Wir werden es sogleich erfahren.«

Der Hauptschlüssel spielte seine Rolle — das Schloß gehorchte ohne Widerstand und die Wunder des kleinen

Salons wurden in dem dunstigen Scheine einer Silber- und Alabasterlampe sichtbar.

Von nun an war nur noch eine Thür zwischen dem Baron von Kerjean und den nächtlichen Besuchern.

René überzeugte sich, daß seine Pistolen schußfertig in seinem Gürtel staken, und nahm dann den Degen zur Hand.

Morales näherte seine Lippen dem Ohre des Marquis.

»Wollen Sie ihn umbringen?« fragte er mit einer Stimme so leise wie ein Hauch.

»Nein — wenn ich anders kann,« antwortete der Marquis in demselben Tone.

»Aber es wird Ihnen Mühe kosten, ihn lebendig zu fangen,« fuhr der Gitano fort. »Er hat einen leichten Schlaf und ein ganzes Arsenal auf seinem Nachttische liegen.«

René machte eine Geberde, welche bedeutete:

»Wie Gott will.«

Dann setzte er hinzu:

»Oeffnet diese Thür.«

Morales machte sofort Gebrauch von seinem Nachschlüssel, diesmal aber vergeblich. Inwendig war ein Riegel vorgeschoben und man hätte, um in das Zimmer des Barons zu gelangen, die Thür einschlagen müssen.

So schwach und fast unbemerkbar das durch den fruchtlosen Versuch des ehemaligen Gitano hervorgebrachte Geräusch auch war, so hatte Luc, der nicht schlief, Luc, dem seine Unruhe und unaufhörliche Angst ein mit Dornen gestopftes Kopfkissen unterlegten, das Geräusch doch gehört.

Er setzte sich im Bett empor. Er horchte eine Viertelminute lang und rief dann in aufgeregtem Tone:

»Wer da? — Wer will herein?«

»Antwortet!« sagte der Marquis rasch zu Morales, »antwortet!«

»Ich bin es, lieber Baron,« stammelte der Gitano mit unaussprechlicher Furcht, »ich, Don Gusman.«

»Ihr!« wiederholte Luc erstaunt, »und welcher Beweggrund führt Sie zu dieser Stunde her?«

»Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Wollen Sie mir gefälligst öffnen?«

»Sind Sie allein?«

»Ganz allein.«

»Warten Sie ein wenig; ich will sogleich aufstehen.«

»Ach, ach!« murmelte Morales, »ich bin ein armer, unglücklicher Verlorener, denn mich wird das erste Feuer seines Zornes treffen. O heiliger Jago von Compostella, schütze mich!«

Es vergingen einige Secunden.

Man hörte den Baron gehen und sich in dem Zimmer herumbewegen, wie ein Mensch, der sich rasch ankleidet.

Fest und unbeweglich wie eine eherne Bildsäule wartete René mit gehobenem Degen.

Perine rollte die unzerreißbaren Stricke auf, welche den besiegten Kerjean binden sollten.

Plötzlich drehte sich eines der Felder der Thür in unsichtbaren Angeln und demaskirte eine Art Guckfenster, von welchem Morales nie etwas gewußt. In dieser Oeffnung kam Kerjean's Kopf zum Vorschein. Die verstörten Züge

und flammenden Augen des Barons gaben ihm das Ansehen eines Dämons.

»Verrath! Verrath!« heulte er mit Donnerstimme. »Ha, elender Morales, ich ahnte es wohl, aber hier hast Du deinen Lohn.«

Ein Schuß knallte. Der Gitano stürzte auf den Teppich nieder.

Das Thürfenster schloß sich sofort.

Perine und René fühlten, daß ihnen die längst ersehnte Beute entschlüpfen würde. Sie vereinigten sich daher zu einer gemeinsamen, furchtbaren Anstrengung und die Thür brach zusammen.

René sprang vorwärts und sah sich Luc gegenüber, der ebenfalls mit der rechten Hand einen Degen und mit der linken ein zweites Pistol ergriffen hatte.

»Baron von Kerjean,« rief ihm René zu, »ich bin der Marquis von Rieux. Ergeben Sie sich!«

»Ich sollte mich ergeben!« entgegnete Luc, indem er diese Worte mit wildem Gelächter begleitete. »Ha, Du armer Wahnsinniger, Du hast Dich in die Höhle des Löwen gewagt — Du wirst sie nicht lebendig verlassen!«

Gleichzeitig drang er mit dem ganzen Ungestüm des Hasses und der Wuth auf Herrn von Rieux ein.

»Ergib Dich,« wiederholte René. »Deine Kehlabschneider sind in dieser Nacht nicht mit zur Stelle, um mich meuchlings zu ermorden, und Du weißt wohl, daß Du ein Feigling bist. Du weißt, daß Du Degen gegen Degen Furcht hast und zurückweichst.«

»Verfluchtes, ungreifbares Gespenst, welches ich nun endlich in meiner Gewalt habe!« schrie der Baron wü-

thend. »Du beleidigst mich, aber ich bin im Voraus gerächt. Ich habe deine Verlobte umgebracht und werde nun Dich ihr nachsenden.«

»Jane lebt, Jane ist mir wiedergegeben!« antwortete René, »und Du bist es, welcher sterben wird!«

Kerjean brüllte — sein Degen war an dem seines Gegners in Stücke gesplittert.

»Du bist entwaffnet,« hob der Marquis wieder an, »ergib Dich!«

»Nimmermehr,« rief Luc, indem er sein Pistol in die andere Hand nahm und es aus nächster Nähe auf René abfeuerte.

Der Marquis fühlte die Flamme des Pulvers sein Gesicht berühren, die Kugel riß ihm eine Locke seines Haares hinweg, aber er fühlte, daß er nicht verwundet war. Luc's zitternde Hand hatte ihr Ziel verfehlt.

»Du bist und bleibst ein feiger Verräther bis ans Ende,« murmelte der Marquis. »Wohlan denn, es werde Gerechtigkeit geübt und dein Blut komme über Dich.«

Mit diesen Worten traf sein rächender Arm Kerjean mitten in die Brust.

Der Baron stieß ein heiseres Gebrüll aus. Ein halber Fluch entrang sich seinen Lippen, dann stürzte er rücklings nieder und wälzte sich in den Zuckungen des Todeskampfes.

Bei diesem Anblick kam die Perine von sonst wieder in ihrer ganzen Gestalt zu Vorschein. Ihre einen Augenblick schlummernden wilden, thierischen Instincte erwachten. Es genügte ihr nicht mehr, Kerjean sich zu ihren Füßen krümmen zu sehen, ihr Feind starb von der Hand eines Andern — ihre Rache war unvollständig.

Sie kniete neben dem schon halb Entseelten nieder — sie entblößte seine durchlöcherte Brust, aus welcher das Blut hervorströmte, sie hielt ihren Mund an sein Ohr und schrie ihm zu:

»Der Marquis von Rieux hat die Wahrheit gesprochen, Baron von Kerjean — Jane von Simeuse, welche Du todt glaubtest, lebt und ist frei — dagegen bist Du es, welcher sterben muß. Alle deine Opfer entrinnen Dir, alle! — Erkennst Du mich? Ich bin die Goule! — Ich gebe Dir das Böse, welches Du mir zugefügt, hundertfach zurück. Ich mache Dir den Garaus und trinke dein Blut.«

Sie log nicht, das dämonische Wesen, welches nur einen Augenblick lang durch das Mitleid für menschliches Gefühl gewonnen worden, welches aber jetzt der Haß wieder der Hölle zurückgab. Ihre Nägel rissen Luc's Wunde weiter — ihre gierigen Lippen sogen das Blut mit gräßlicher Wollust, ihre grimmigen Zähne zerfetzten das zuckende Fleisch.

Niemals heftete ein Vampyr der Kirchhöfe des Orients sich wüthender an einen Leichnam.

Endlich ward der Körper des Barons von einem letzten Zucken bewegt, dann streckte er sich und rührte sich nicht mehr.

Die unsterbliche Seele des Banditen stand vor ihrem Richter.

Triumphirend und gerächt erhob sich Perine.

»Jetzt,« sagte sie, »suchen wir Carmen auf.«

Das Zimmer der Gitana stand, wie wir Morales dem Marquis haben sagen hören, durch eine Thür mit dem des Barons in Verbindung.

— Herr von Rieux eilte auf diese Thür zu und sprengte durch einen kräftigen Anprall Schloß und Riegel.

Eine vollständige Unordnung bot sich seinen Blicken dar. Das Zimmer war leer und das Fenster stand offen. Augenscheinlich hatte Carmen die Flucht ergriffen. Die aneinandergebundenen und an dem auf den Garten gehenden Balcon befestigten Betttücher bewiesen klar, wie und auf welchem Wege die falsche Jane von Simeuse verschwunden war.

»Sie ist entronnen!« rief René.

»Wir werden sie wiederfinden,« entgegnete die Goule. »Ich stehe dafür.«

Mittlerweile begannen die durch die Pistolenschüsse ihres Herrn aufgeschreckten Diener sich in dem Hotel zu bewegen. Man hörte eilige Tritte und verworrene Stimmen auf den Treppen und in den Corridors. Diese Tritte und diese Stimmen kamen jeden Augenblick näher.

René eilte zurück in den Salon. Er erwartete hier mit dem Fuße an die Leiche des Gitano zu stoßen. Zu seiner großen Ueberraschung war diese Leiche nicht mehr da und noch seltsamer, keine Blutflecken besudelten die makellose Weiße des Teppichs.

Uebrigens hatte der Marquis nicht Zeit, sich in langen Vermuthungen über dieses anscheinend unerklärliche Phänomen zu erschöpfen.

Die Schaar der Diener mußte binnen wenigen Augenblicken auf dem Schauplatz des von uns soeben erzählten Dramas erscheinen — der Lärm ward immer stärker und drohender.

»Wir haben zu lange gezögert,« murmelte René

mit düsterer Entmuthigung, »der Rückzug ist uns abgeschnitten. Diese Leute werden nur ihre Pflicht erfüllen, wenn sie ihren Herrn rächen wollen. Um sich durch sie hindurchzuschlagen, müßte man abermals Menschenleben opfern und zwar diesmal unschuldige — dazu habe ich nicht den Muth — Jane, meine Theure, Vielgeliebte, ich werde Dich nicht wiedersehen.«

»Herr Marquis,« entgegnete Perine rasch, »der Rückzug ist uns nur von einer Seite verschlossen. Es bleibt uns noch ein anderer Weg.«

»Welcher?«

»Der, welchen Carmen vor uns eingeschlagen hat. Was sie gethan hat, können auch wir thun, und ehe es diesen Dienstleuten einfallen wird, uns zu verfolgen, sind wir schon weit.«

Perine hatte Recht. René begriff es. Er thürmte die Möbeln des Salons vor die eingeschlagene Thür, um einige Minuten Zeit zu gewinnen und die eindringenden Diener aufzuhalten, dann eilte er an das Fenster.

Der Marquis und die Goule waren eben, wenn auch nicht ohne Gefahr, doch wenigstens mit vollständigem Erfolge an den von dem Balcon herabhängenden Tüchern heruntergeglitten, als sie die improvisirte Barricade mit lautem Getöse zusammenstürzen hörten.

Sie nahmen ihren Weg quer durch den Garten, und verloren sich in der Finsterniß. Sie waren gerettet.

Wenige Minuten genügten ihnen, um die in die Rue d'Enfer führende Thür zu erreichen, welche sie bei ihrer Ankunft offen gelassen.

Der zur Bewachung der Pferde zurückgebliebene Die-

ner erzählte, daß wenige Augenblicke vorher eine beinahe phantastische Erscheinung, eine weißgekleidete Gestalt aus dieser Thür herausgekommen, rasch an ihm vorübergeeilt, und verschwunden sei wie ein Gespenst.

»Das ist Carmen gewesen!« sagten Perine und René gleichzeitig zu sich selbst.

Sechzehntes Capitel.

Die Vergeltung.

Durch die Stimme des Barons von Kerjean, als dieser Letztere gefragt hatte: »Wer da?« aufgeweckt, war Carmen, die schon seit mehreren Tagen von den düstersten Ahnungen gepeinigt ward, aufgestanden, und hatte, nachdem sie einen Pudermantel um die Schultern geworfen und kleine Pantoffeln an ihre nackten Füße gezogen, das Ohr an die dünne Zwischenwand gelegt, um zu horchen.

Was sie hörte, wissen wir.

Erschreckt durch den ersten Schuß, dann durch das Getöse der eingeschlagenen Thür und besonders durch die furchtbaren Worte: »Ich bin der Marquis von Rieux! ergeben Sie sich!« sagte die Gitana bei sich selbst:

»Nun ist Alles verloren! Die Stunde der Rache ist da. René von Rieux wird kein Erbarmen haben. Es gibt nur ein Mittel, mein Leben zu retten — ich muß fliehen.«

Kaum hatte sie in ihrem unruhigen Gehirne diesen Gedanken gefaßt, so brachte sie ihn auch schon in Ausfüh-

rung. Keuchend und keines klaren Gedankens fähig, entfloh sie aus dem Hotel. Sie durcheilte den Garten ohne Ziel und ohne Richtung und als sie die Thür offen fand, sprang sie hinaus. Während der ganzen noch übrigen Nacht irrte sie in den Straßen von Paris umher, auf's Gerathewohl, vor Kälte klappernd, mit blutigen Füßen, denn ihre Atlaspantoffeln hingen bald nur noch in Fetzen daran.

Nach dem Brande des Rothen Hauses war Jane von Simeuse eben so umhergeirrt. Carmen erinnerte sich ihres Opfers. Die Gerechtigkeit Gottes schreitet zuweilen langsam, aber sie schreitet. Die Vergeltung war vor der Thür.

Die Seelenangst, die körperliche Ermüdung drückten die Gitana fast zu Boden, dennoch machte sie nicht Halt, sondern lief immer geradeaus, immer weiter fliehend, ohne zu wissen wohin, fortwährend im Kreise herum, ohne es zu wissen, aber überzeugt, daß sie sich von dem Teufelshotel und der Rache des Marquis entferne.

Zum ersten Male in ihrem Leben ward sie vollständig von der Furcht beherrscht, von feiger, grenzenloser Furcht. Ihre Angst grenzte an Wahnsinn.

Als der bleiche, aufdämmernde Schimmer eines eisigen Morgens an die Stelle der weichenden Finsterniß trat, gewann Carmen auf einige Augenblicke einen gewissen Grad von Geistesgegenwart wieder. — Sie ging ein wenig langsamer und ließ ihre Blicke um sich schweifen.

Sie sah sich in diesem Augenblicke in einer vollkommenen Einöde, auf einem schmutzigen Boulevard, der mit großen Bäumen bepflanzt war, deren unabsehbare Reihen sich rechts und links bis an den Horizont hinzogen. — Ihr gegenüber ragte ein umfangreiches, düsteres Gebäude mit

zahlreichen Fenstern und einem alterthümlichen Portal empor. Ueber dem Thore bildeten in den Stein gehauene Buchstaben eine Inschrift, welche Carmen aber nicht einmal zu entziffern versuchte.

Der graue Himmel, die kahlen Bäume, die hohe, unheimliche Façade bildeten ein düsteres Ganze. Die Gitana wollte weiter, aber ihre Kräfte waren erschöpft, ihre wunden Füße vermochten sie nicht weiter zu tragen. Und wenn sie nur noch hundert Schritte hätte machen sollen, um ihr Leben zu retten, so hätte sie doch auf der Stelle, wo sie jetzt war, sterben müssen.

Von einer Entfernung zur andern, unter den Bäumen sah man steinerne Bänke, die jetzt ganz feucht waren. Auf die nächste dieser Bänke sank Carmen nieder. Sie verlor nicht das Bewußtsein, aber sie ward unfähig zu denken, ebenso wie sich zu bewegen.

Ein Schleier senkte sich auf ihren Verstand herab — sie fühlte sich nicht einmal mehr leiden.

So verging ziemlich eine Stunde. Der Tag war mittlerweile vollends angebrochen, die Karren der Gemüsekrämer durchfurchten die schmutzige Chaussée — das Thor des großen Gebäudes hatte sich geöffnet — Gruppen von Arbeitsleuten bildeten sich um Carmen herum und diese Gruppen gaben laut ihre Verwunderung über den Anblick dieser beinahe leblosen Frau zu erkennen, welche weiß gekleidet, mit aufgelöstem Haar und einem Gesichte dasaß, welches düsterer und unbeweglicher war als das einer steinernen Bildsäule.

Die Gitana hörte nichts.

»Ist sie wahnsinnig?« fragte man.

Plötzlich kam eine neue Person aus dem großen, düstern Hause, drängte sich, als sie den Zusammenlauf sah, mit rascher Bewegung durch die Menge und stellte sich in die vorderste Reihe, Carmen gerade gegenüber.

Es war ein Mann mit breiten Schultern, einem Stierhals, herkulischen Armen und breiten, behaarten Händen. Lange, tiefe Narben und Schrammen durchfurchten sein scheußliches Gesicht — es war, als ob die Klauen eines Tiegers ihm Stirn und Wangen zerkratzt hätten.

Kaum hatte dieser Neuangekommene den Blick seiner wilden Augen auf die Gitana geheftet, so stieß er ein dumpfes Knurren aus, worauf ein entsetzliches Gelächter folgte.

Dann sprang er, wie ein Jaguar auf seine Beute, auf die Unglückliche zu, packte sie bei dem langen Haar und sagte mit rauher Stimme:

»Bist Du endlich wieder da, Canaille! — Diesmal habe ich Dich und bei allen Teufeln der Hölle, Du kommst nicht wieder los!«

Ein so brutaler, unvorhergesehener Angriff rief die Gitana plötzlich zu sich selbst zurück. Sie versuchte sich gegen den Griff der eisernen Faust zu wehren. Ein schmerzliches Aechzen entrang sich ihren Lippen und sie stammelte:

»Im Namen des Himmels, laßt mich los! — Was habe ich Euch gethan? Ich kenne Euch nicht.«

»Ah, jetzt kannst Du also sprechen!!« entgegnete der Mann. »Es ist gut, daß ich dies weiß. Ha, Du kennst mich nicht. Nun wohl, ich kenne Dich nur zu gut. — Also vorwärts, marsch — deine Loge ist bereit!«

Carmen wollte sich erheben, aber sank wieder auf die Kniee nieder. Sie konnte kein Wort hervorbringen und

rang mit dem Wahnwitz der Verzweiflung die Hände. Dann brach sie in so tiefes, so herzzerreißendes Schluchzen aus, daß die Zuschauer dieses seltsamen Schauspiels von Mitleid ergriffen wurden und einige von ihnen den Muth hatten, zu dem Barbaren, trotz der Scheu, welche seine wilde und drohende Physiognomie ihnen einflößte, zu sagen:

»Wer seid Ihr? — Was habt Ihr für ein Recht auf diese Frau? — Wo wollt Ihr sie hinschleppen?«

»Wer ich bin?« entgegnete der Mann, indem er mit stolzem Ausdruck seine buschigen Augenbrauen runzelte; »ich bin der bekannte Tabareau, Oberaufseher der ersten Abtheilung der Salpetrière, und diese Creatur ist eine gefährliche Wahnsinnige, die vor zwei Tagen entsprang. Wißt Ihr nun genug? Wollt Ihr mich vorbeilassen?«

Als Carmen diese furchtbare Antwort hörte, schloß sie die Augen und ward ohnmächtig. Tabareau hob sie bei den Haaren empor, warf sie sich über die Schulter und lenkte mit dieser Bürde seine Schritte nach dem Hospital.

Die Menge wich schaudernd auf die Seite.

»Das war ein guter Fang!« rief der Aufseher dem Thorwärter zu, als er die Schwelle des Hospitals überschritt. »Nun kann ich mich doch rächen. Ich habe Nummer 913 wieder erwischt!!«

»Ich gratulire, Freund Tabareau,« antwortete der Thorwärter; »Ihr habt wirklich Glück.«

Unsere Leser haben ohne Zweifel nicht vergessen, daß die Goule, als sie mit Jane von Simeuse aus der Salpetrière entfloh, den der Besinnung beraubten Tabareau in eine Zelle eingesperrt hatte, welche sie leer glaubte, die

aber von einer Tobsüchtigen bewohnt war. Wir haben diese Tobsüchtige bei der Arbeit gesehen, wie sie auf dem Körper des Aufsehers zusammengekauert saß und sich bemühte, ihn mit Nägeln und Zähnen zu zerreißen.

Es dauerte nicht lange, so floß das Blut. Dies war ein Glück für Tabareau, der durch die Wirkung der Martern, die ihm zugefügt wurden, weit schneller zu sich kam, als Perine vorausgesehen, und zwar ohne weiteren Schaden, als ein zerrissenes, zerfetztes Gesicht.

Er erwürgte die Wahnsinnige und damit war die Sache aus. Am nächstfolgenden Tage befreite der Director, als er seine Runde machte, den Aufseher aus seiner Haft und überzeugte sich sogleich, daß zwei Gefangene entflohen waren.

Der seit kurzer Zeit der Hausordnung hinzugefügte Artikel verurtheilte Tabareau zu Gefängniß- und Geldstrafe. Die erstere erließ ihm der Director, nicht aber die letztere und der Aufseher mußte bezahlen, während er schwur, sich auf's Grausamste zu rächen, wenn der Zufall ihm jemals wieder eine der beiden Entsprungenen in die Hände führte.

Nun führte der Zufall — den man in diesem Falle die Vorsehung nennen könnte — die Gitana an das Thor der Salpetrière und Tabareau erkannte in ihr Nummer 913!

Gott ist gerecht.

Carmen war in ihre eigene Schlinge gefallen! Gegen sie selbst wendete sich die verhängnißvolle Waffe, welche sie so lange und so arglistig gegen eine Andere geschmiedet. Es war die himmlische Gerechtigkeit, welche ihr in einer

modrigen Zelle, unter der Peitsche eines erbarmungslosen Henkers, die Stellung und den Namen Derjenigen anwies, welcher sie vor den Augen der Welt Stellung und Namen gestohlen.

Furchtbare Züchtigung, angesichts welcher die erschrockene Phantasie zurückbebt! Eine Züchtigung schlimmer als der Tod, denn Klagen und Wuth waren eins wie das andere ohnmächtig, und die Gitana mußte in diesem gräßlichen Kerker sterben. Es war, sagen wir, eine furchtbare Züchtigung, aber auch eine verdiente. Es war die Strafe der Vergeltung — Auge um Auge — Zahn um Zahn!

Als Carmen mit dem Gefühl des Schmerzes wieder zur Besinnung kam, lebte sie noch, aber sie war ausgestrichen aus dem Buche des Lebens. — Sie hatte keinen Namen mehr. Sie hieß Nummer 913! — Die stählerne Ruthe zerfleischte ihre blutenden Schultern und die Stimme des Aufsehers sagte zu ihr: »Heute Abend!«

Tabareau rächte sich!

Wozu sollten wir bei diesem gräßlichen Schauspiel verweilen? — Warum sollten wir furchtbare, empörende Auftritte verlängern?

Carmens Qual dauerte drei Monate. Während dieser Zeit unaufhörlicher Martern bereute die unglückliche Königin der Nacht ohne Zweifel, denn Gott hatte Erbarmen mit ihr und schickte ihr den Wahnsinn.

Suchen wir nun die andern Personen dieser langen Geschichte auf und widmen wir noch jeder einige Worte.

Am Tage nach dem Drama im Teufelshotel ließ

René von Rieux sich bei Herrn von Sartine anmelden und sagte zu ihm:

»Monseigneur, ich habe mein Versprechen gehalten. Die zwei Monate sind noch nicht um, aber dennoch ist, Dank mir, die Bande der Falschmünzer verschwunden, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen.«

»Ist es möglich?« rief der Polizeilieutenant erstaunt, denn er konnte kaum seinen Ohren trauen.

»Ja, es ist möglich und es ist wahr, Monseigneur, und ich will es Ihnen beweisen, wenn Sie mir Geheimhaltung einer Mittheilung versprechen wollen, die ich nicht dem Beamten, nicht dem Minister, sondern dem Edelmann und dem alten Freunde meiner Familie machen möchte.«

Herr von Sartine versprach und sein Wort war heilig.

René erzählte ihm sofort Alles, was wir selbst erzählt haben.

Der Polizeilieutenant zollte der Handlungsweise René's das größte Lob. Er war schmerzlich entrüstet, daß solche Verbrechen mitten in Paris unter den Augen einer blinden Polizei begangen werden könnten, und er versprach, noch denselben Tag seine geschicktesten Agenten auszusenden, um die angebliche Baronin von Kerjean ausfindig zu machen.

Diese Agenten fanden aber, wie wir im Voraus wissen, nichts und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil sie überall suchten, nur nicht in den unterirdischen Kerkern der Salpetrière. So geht es in der Welt.

Herr von Sartine leitete selbst die geheimnißvollen, nächtlichen Nachforschungen in dem Teufelshotel. Er ließ

einen der Eingänge zu den unterirdischen Räumen wieder aufbrechen und wollte jene umfangreichen Gewölbe untersuchen, aus welchen jene Ströme von gefälschtem Gold hervorgequollen waren.

Kaum hatte er hundert Schritte in diesen Gewölben zurückgelegt, als seinen Blicken sich zwei Cadaver darboten, — der eines Riesen und der eines Zwerges.

Kerjean, welcher Dagobert und Goldknopf ihre verrätherischen Gelüste nicht verzeihen konnte, hatte diese beiden Elenden in dem Augenblick, wo man die Ausgänge vermauerte, in den unterirdischen Gewölben neben einander festbinden lassen.

Goldknopf hatte sich, ehe er verhungerte, wie ein echter Cannibale von einem guten Theile des Körpers Dagobert's genährt.

Brauchen wir hinzuzufügen, daß das Teufelshotel keine Bewohner mehr fand und daß sein unheimlicher Ruf mit jedem Tage zunahm, bis zu der Zeit, wo es vollständig demolirt ward?

Während die Agenten des Herrn von Sartine Paris nach allen Richtungen durchforschten, suchte die Goule ebenfalls.

Eines schönen Tages begegnete sie, ohne es zu bemerken, einem langen Strolch, der sie aufmerksam betrachtete, und der, als sie an ihm vorüber war, umkehrte, und ihr von Weitem folgte. Dieser Strolch war Niemand anders, als Morales.

Von dem Schusse des Barons keineswegs getroffen, hatte er sich todt gestellt, um gleichzeitig René und Kerjean

zu entrinnen, und war, sobald der Kampf zwischen diesen Beiden entbrannte, klüglich verschwunden.

Zum dritten Male ward seine Existenz eine unsichere. Er beschloß dieselbe auf eine solide Basis zu gründen, mit der Vergangenheit zu brechen und ein ehrlicher Mann zu werden. Demgemäß trat er in Folge der wirksamen Empfehlung eines seiner früheren Kneip- und Spielgenossen in den Dienst der Polizei und widmete sich seinem neuen Handwerke mit Herz und Seele.

Die Goule war verschleiert, als er ihr begegnete, und überdies unter ihrem Schleier entstellt, dennoch glaubte Morales ihre Haltung und ihre Kleidung zu erkennen. Er näherte sich ihr allmälig, und als er beinahe neben ihr war, sagte er plötzlich:

»Perine!«

Die Goule, auf diese Weise überrumpelt, schrak zusammen und drehte sich um.

»Bravo!« hob Morales lachend wieder an; »ich sehe, daß Ihr es wirklich seid; Caramba — und ich freue mich über diese Begegnung.«

Perine fiel es nicht ein, ihre Identität zu läugnen.

»Was wollt Ihr?« fragte sie.

»Ich will Euch ganz einfach im Namen des Königs verhaften, liebe Freundin,« antwortete der ehemalige Gitano in heiterem Tone.

»Mich verhaften!« wiederholte die Goule, ohne in allzugroße Aufregung zu gerathen. »Ist das wirklich euer Ernst?«

»Ja wohl, schöne Freundin.«

»Und mit welchem Rechte wollt Ihr dies thun?«

»Mit dem Rechte, welches mir meine wichtige Function gibt. Ich stehe im Dienste des Herrn von Sartine und bin einer seiner ersten Officianten.

»Aber wessen bin ich angeklagt, wenn ich fragen darf?«

»O, einer Menge kleiner Liebenswürdigkeiten, von welchen Euch die geringste auf das Schaffot führen muß — das wißt Ihr eben so gut als ich.«

»Und liegt Euch viel daran, mich zu eurer Gefangenen zu machen, Senor Don Gusman?«

»Beim heiligen Jago von Compostella, das wollte ich meinen! Eure Verhaftung wird mir zur größten Ehre gereichen. Ich werde sogar eine Gratification dafür bekommen — dies ist sehr wahrscheinlich.«

»Gut, ich verstehe eure Beweggründe und ich billige dieselben. Dennoch aber gibt es vielleicht ein Mittel, uns Beide zufriedenzustellen.«

»Wie so? Was wollt Ihr damit sagen?«

»Herr von Sartine ist freigebig — ich gebe das zu, wenn ich aber nun noch freigebiger wäre, was würdet Ihr davon denken?«

»Ich würde denken, Caramba, die Sache ließe sich machen.«

»Das dachte ich mir gleich. Dann ist sie so gut wie gemacht.«

»Habt Ihr Geld?«

»Sehr wenig.«

»Nun, dann marsch vorwärts. Was, zum Teufel, haltet Ihr mich hier auf, wenn Ihr nur sehr wenig Geld habt?« sagte Morales mürrisch.

»Weil ich einen Ring habe, der sehr viel Geld werth ist,« entgegnete Perine.

»Ah! — Und wo ist dieser Ring?«

»An meinem Finger.«

»Laßt einmal sehen!«

Die Goule ließ vor den Augen des ehemaligen Banditen den Diamanten funkeln, den wir bereits kennen.

Morales ward ganz geblendet von dem bunten Feuer des kostbaren Steines und fragte mit augenfälliger Habgier:

»Wie viel ist er werth?«

»Zweitausendfünfhundert Livres — wenigstens.«

»Und Ihr wollt ihn mir geben, liebe Freundin, wenn ich Euch laufen lasse?«

»Ja wohl.«

»Nun, dann ist der Handel geschlossen. Gebt den Ring her!«

»Aber wenn Ihr mich nun dennoch täuschtet?«

»Ihr habt meinen Schwur. — Fürchtet daher nichts, sondern gebt mir den Ring.«

»Ich will ihn Euch selbst an den Finger stecken,« sagte die Goule.

»Wie Ihr wollt, aber beeilt Euch.«

Perine zog den Ring ab, steckte ihn an Morales' Finger und drückte dabei stark auf den Edelstein.

Der neue Polizeiagent empfand einen fast unbemerkbaren Stich. Er achtete weiter nicht darauf, sondern fing an zu lachen.

»Jetzt, wo ich den Diamanten habe, liebe Freundin, soll mich der Teufel holen, wenn ich Euch laufen lasse. —

Caramba! — Ich habe den Ring, und werde ihn behalten, aber —«

Er redete nicht aus, sondern stürzte todt nieder. Das furchtbarste aller Gifte war unter dem Kasten des Ringes verborgen, und Perine hatte die unter dem Diamanten angebrachte Feder spielen lassen. Sie warf einen verächtlichen Blick auf die Leiche des ehemaligen Banditen und entfernte sich rasch.

Sie lebte noch lange in dem größten Elende und ihre letzten Jahre waren eine lange Züchtigung, eine so grausame Züchtigung, daß sie jeden Tag nach dem Tode rief, der hartnäckig ausblieb.

Jane und René wurden endlich vereint und glücklich. — Sie kehrten niemals nach Paris zurück, und ihr Leben verfloß ruhig und sanft in einem alten Schlosse, umgeben von einer unveränderlichen, aber reizenden Einsamkeit, welche ihnen tausendmal lieber war, als die lärmenden Freuden der Welt und des Hofes.

Denen, welche die Baronin von Kerjean gekannt hatten, wollte der Marquis René von Rieux niemals seine Gattin zeigen.

Ende.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Caramba! — Ich habe den Ring, und werde ihn behalten, aber —«

Er redete nicht aus, sondern stürzte todt nieder. Das furchtbarste aller Gifte war unter dem Kasten des Ringes verborgen, und Perine hatte die unter dem Diamanten angebrachte Feder spielen lassen. Sie warf einen verächtlichen Blick auf die Leiche des ehemaligen Banditen und entfernte sich rasch.

Sie lebte noch lange in dem größten Elende und ihre letzten Jahre waren eine lange Züchtigung, eine so grausame Züchtigung, daß sie jeden Tag nach dem Tode rief, der hartnäckig ausblieb.

Jane und René wurden endlich vereint und glücklich. — Sie kehrten niemals nach Paris zurück, und ihr Leben verfloß ruhig und sanft in einem alten Schlosse, umgeben von einer unveränderlichen, aber reizenden Einsamkeit, welche ihnen tausendmal lieber war, als die lärmenden Freuden der Welt und des Hofes.

Denen, welche die Baronin von Kerjean gekannt hatten, wollte der Marquis René von Rieux niemals seine Gattin zeigen.

Ende.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.